LD 7863
14

Ausgewählte

Novellen

und

Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Vierzehnter Theil.

Addrich im Moos. (Zweite Abtheilung.) — Das blaue Wunder. — Das Bein.

Vierte vollständige Original-Auflage.

Aarau 1839.
Im Verlag von H. R. Sauerländer.
Frankfurt a. Main.
Johann David Sauerländer.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Addrich im Moos.

Zweite Abtheilung.

26.

Neue Räthsel.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafs; die süßeste am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaisete Mütter fröhlich mit verstorbenen Kindern spielen, wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhörung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder gefälliger und klüger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling mit Epiphanien zum ehemaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Ursprung des Simmenstroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus schroffer Felswand sieben kristallhelle Quellen sprudeln, erschrack Fabian zum ersten Mal über etwas, das er an seiner schwesterlichen Gespielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrecken des Entzückens, das ihn durchbebte, denn er nahm wahr, sie sei von allen Sterblichen vielleicht die Schönste. Ihre zarte Gestalt schien aus Licht gebaut: so

klar, man möchte sagen, durchsichtig, war die irdische Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdischen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erst jetzt zu diesen Entdeckungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphanien immer nur noch eine liebe, treue Schwester gesehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit seiner Schwester entzückt zu werden? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze so vielen Liebreizes und sagte: „Faneli, o Faneli! wie ist mir? Wo hatt' ich denn sonst die Augen? Wie schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!“ — Sie aber wandte ihm verdrießlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: „Willst du mich wieder plagen, Fabi? Können wir nicht ohne Zankens leben? So, wie du, spricht mir Renold beständig, und er weiß doch, ich hör' es ungern.“ — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epiphaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladenspalten des Fensters in die ärmliche Bauerstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte ins Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draußen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltungen des vorigen Abends

ins Gedächtniß. Er trat rasches Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: „Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?“

„Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!“ antwortete Wirri: „Ihr seht's ja wohl, meine Bettfedern waren auf der Wiese gewachsen; und will ich sicher vor hungrigen Kühen wandern, muß ich die Eiderdunen vom Kopf schütteln. Unser Herr Donnrian schläft noch mit seinem schwarzen Teufel um die Wette, der mich gestern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenstern den Glaserlohn sparen. Grüßet nun alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße.“

„Nur auf ein Wort noch, Meister! Ihr waret unlängst im Moos bei Addrich, Meister? Wie nahm Epiphania Euern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?“

„Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe sie nie gesehen, und sie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnasigen Addrich, der mit ehrlichen Leuten umspringt, wie der Savoyard mit Tanzbären. Wer mit dem was Rechts anfangen will, muß ihn todtschlagen.“

„Wollt's also nicht noch einmal versuchen, und den Wunsch des Herrn von Grönkerkenbosch ausführen?“

„Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut auch nicht gestohlen; trag' er die seine zu Markt, wenn sie ihm feil ist. Der Kauz meinte gestern, es könne nicht anders sein, und ich müsse versprechen, das Mörderloch noch einmal zu besuchen. Er verhieß goldene Berge. Aber wer zusagt, hat Seile an den Hörnern. Gesegnete Mahlzeit. Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen

Beine. Der Mooser trägt den Schelm im Nacken; würd' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnernarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Katze den Speck gefressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viele Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passirt Niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren."

"Meister, Ihr sprechet, wie ein gescheiter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Moosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?"

"Er that freilich, als geschähe es mir zu lieb, und als wollt' er mir nur die Leiter ans Ehebett stellen; und es ist wahr, des Dechanten Pathe soll schön und tugendlich sein. Aber es dünkte mich immer dabei, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält Manchen für einen Esel, der einen Sack trägt."

"Weise gesprochen, Meister Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermuthe fast, er habe das Mädchen irgendwo gesehen und der mürbe, alte Zunder habe Feuer gefangen, ohne ans faule Holz seiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?"

"Gar möglich. Es will wohl jeder gern alt *werden*, aber nie alt sein. Doch

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geschwätz über's Knie ab. Er machte ein Gesicht, als hätt' er Sauer-

ampfer gegessen, ließ mich aber in Frieden und wünschte mir gute Nacht ins Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil und trabe nach Aarau, so gut Schusters Rappen laufen mögen. Adjes, Herr Freund, gehabt Euch wohl.“

Bei diesen Worten machte der Spielmann links um und ging über das Feld davon, ohne sich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Fast in gleicher Zeit kam auch Herr von Grönkerkenbosch zum Vorschein, begleitet von seiner Dienerschaft. Er sah den Meistersänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri schritt unaufhaltsam fürbas von dannen, ohne umzusehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlassen wollte, ohne zuvor ein wichtiges Räthsel gelöset zu sehen, das für seine Ruhe und Epiphania's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Reden und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Gastfreiheit, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und hob ohne Umschweife an: „Ehe wir uns trennen, Don Nardo, gönnt mir Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Nichte Addrichs nach? Eure mit dem Aarauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Aarau zu bringen.“

„Hm! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!“ erwiederte der Herr von Grönkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Addrich gesungen. Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich möcht' es frei wissen.“

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigem Abend. Ihr habt ja der Nichte Addrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venezianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung spendet fürwahr auch kein geborner Verschwender ohne Zweck. Hegt Ihr indessen ehrliche Absicht, so dürfet Ihr sie mir vertrauen, und meine Dienste sollen zu Euerm Gebot stehen.“

„Junggesell,“ antwortete der Niederländer, ohne seine Miene im leisesten zu ändern, „daß ich ehrliche Absicht hege, kann ich allerdings betheuern und im Nothfall beweisen; daß ich Euch aber vertrauen soll, dazu bedarf es wohl unter uns beiden näherer Bekanntschaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Gesicht ist ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden.“

„Und was begehret Ihr, Herr?“

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt seines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je besser! Noch das sag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob die Verlassene zum Dekan von Aarau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde.“

„Zu Euch, Don Nardo? Kennet Ihr diese Epiphanie?“

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile schweigend und antwortete dann mit fester Stimme: „Ich kenne sie und sehr genau!“

„Ihr, Don Nardo? Da ertapp' ich Euch auf fahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürfet Ihr Euch einbilden, sie werde den Oheim verlassen, um sich einem unbekannten Landsfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch.“

„Glaubet meinen Worten, Junggesell, sie kennt auch mich!“

Der Herr von Grönkerkenbosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Befremden in unsichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schoß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen möget Ihr sie; ja — der Geier kennt auch die Taube, über der er lüstern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdachs entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Epiphaniens Bruder!"

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiederte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggesell, zahlt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich kenne, wenn schon ein Landsfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder."

„Wenn auch keinen l e i b l i c h e n!" erwiederte Fabian, und fühlte sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zieh, etwas verlegen: „Aber," fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte: „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?"

„Gemach, gemach, Junggesell, ich begehrte durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr möget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz untreu. Mit einer k e c k e n Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon anfechten."

„Ich hoffe,“ sagte Fabian drohend und trat rasch ein paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespött zu treiben?“

„Im Gegentheil, junger Mann!“ entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen einander näher rücken. Wenn Ihr mir zum Ziel helfet, vielleicht ... helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erlöset Epiphanien, dann wollen wir weiter rechnen.“

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphaniens eingeräumt?“

„Das könnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einsweilige Braut selbst diese Macht versagen.“

„Nun ist's genug, Herr von Grönkerkenbosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!“ fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten von stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?“

„Gemach, Junggesell, gemach. Es ist hier nichts weniger als um Kurzweil zu thun. Ihr solltet es meinem Ernst ansehen, daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr seid, weiß ich; aber wer ich bin ...“

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Geldsack im Schweizerlande meint den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinen Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!“

„Junger Mensch!“ rief Don Nardo, indem die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem Ihrigen das Eurige.“

„Was?“ schrie Fabian ärgerlich lachend: „Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kupplergewerbe, abenteuert umher, Proseliten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Lande Bern, und lasset den Dechanten von Aarau nicht wittern, welch' ein Seelenjäger Ihr seid: all' Eure Heiligen würden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten.“

„Brechen wir ab!“ sagte Don Nardo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: „Ihr führet eitle Streiche im Nebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutterschoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kummerlos bin ich für Addrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß, verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange widerstehen, wann sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggesell; besänftigt Euern

unnützen Argwohn und vergeblichen Zorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen."

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahrem Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit und Ueberzeugung wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

"Nun denn," fuhr Don Nardo fort, "entschließet Euch. Verweilet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Waise so liebet, als ich."

"Da sei Gott für!" rief Fabian: "Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl' ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig steht's bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr sollet gewarnt sein! Hütet Euch, einer Jungfrau nachzuschleichen, mit der Ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seelen Seligkeit gelob' ich's, begegn' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch

je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl.“

Fabian wollte davon. Don Nardo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: „Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr stoßet Euer Glück von Euch!“

Der Jüngling schleuderte den Niederländer von sich und sagte: „Fort, mir graut vor Euch, wie vor Satan dem Versucher in der Wüste!“

„Vor mir?“ sagte Don Nardo mit einem Zug des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: „Ihr müsset fürwahr schlechter Soldat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergesset die Nichte Addrichs. Sie ist nicht für Leute Eures Schlages von Gott geschaffen.“

Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: „Ihr irrt Euch garstig in meiner Person, scheint's.“

„Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Karthaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht, Genug davon. Zieht mit Gott.“

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah aber, mit nicht geringem Erstaunen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt. Bald war er selbst, desgleichen Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rotte umzingelt. Das durchdringende Gekreisch eines Weibes ohnweit der Hütte, und ihr Hin-

deuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

„Was soll's hier geben, ihr Mannen?“ schrie Fabian ab der Almen entrüstet: „Ist das ehrlicher Kriegsbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns fahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum lasset ihn unangetastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachklage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner.“

„Was welschet der Milchbart!“ rief einer der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauchzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihr's ihm nicht am Schwanz an, wie das Vöglein heißt? Ein Stadtspion ist es, der Kundschafterei treibt.“

„Werft den Schelm zu Boden!“ brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhauser zum Land hinaus gejagt; nun soll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen.“

„Nichts!“ schrie ein Dritter dazwischen: „Hier ist ein gutes Vogelnest ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir sie braten. Fort, wir nehmen sie Alle nach Olten, da muß sie der Untervogt von Buchsiten beichten lassen.“

Unterdessen das Toben der Menge und Fabians Widerstand fortdauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt sich der Herr von Grönkerkenbosch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel gerissen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuschauer. Er drehte sich endlich gegen Fabian und sagte: „Wie es scheint, müssen wir also doch einander wider Willen noch Gesellschaft leisten. Wehret indessen diesen guten Leuten nicht, zu thun, was sie für Pflicht halten, und erbittert sie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner als eines Fremden annehmen wolltet, macht Euerm Schweizergemüth Ehre. Sorget aber lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich.“

Fabian erwiederte ihm nichts, sondern haderte mit den Bauern fort, die nun auch Don Nardo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärmen vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es bestanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlisbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Zörnli beobachtet hatten. Alle glühten noch wein- und siegtrunken, und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmersamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

„He!“ schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: „Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Mannen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten.“

„Den seltesten Bissen haben aber wir gefangen!“ rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: „Der hier

ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut' zum ersten Mal über seinen schönen Wanst geflucht, als er mit ihm uns entwischen wollte.«

Es war von keinem andern, als vom würdigen Meister Heinrich Wirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in der Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. »Wie geht's, Meister?« redete ihn Don Nardo an: »Ihr brachet früh auf ohne Nutzen!«

»Es geht, wie es kann! erwiederte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: »Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl mit Allgemach kömmt man auch weit. Meinethalben, der Teufel ist im Lande los, daß Niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtage hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein.«

»Schweig, du sprützende Blutwurst!« fuhr ihn einer der Bauern an: »oder wir warten dir anders auf. Wovon wärst du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollt schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!«

»Ihr Herren reitet jetzt auf gar hohen Gäulen,« antwortete der Meistersänger, »aber sorget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Metzget also keine Katze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich hab' euch nichts zu Leid gethan.«

„Aber auch nichts zu Lieb!“ schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum Marsch gen Olten. Bist du kein Verräther, so kannst du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an: dein Spitzhut und ein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht.“

„Schimpft, wie ihr wollt,“ erwiederte Wirri ärgerlich „gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur laßt euch von einem ehrlichen Mann rathen, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen.“

„Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!“ rief der vorige Bauer: „Heut' spielen wir den Städtern Trumpf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!“

Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!“ antwortete der Spielmann: „Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht.“

„Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!“ rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. „Und Ihr, guter Freund,“ sagte er zum Meister Wirri gewandt, „behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weder belehren noch bethören.“

„Freilich nicht!“ entgegnete Wirri: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schaffet Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle.“

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Henken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, diese Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffe er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintlein Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchsiten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Johlen.

Man schien die Gefangenen geflissentlich von einander getrennt zu halten. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt.

Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphanien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten, die Begierde derselben, einander Proseliten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund die Besorgniß des jungen Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des ganzen Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter ausforschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vordersten, in beständigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchsiten, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkeles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durchs Fenster niederschaute, sah er mit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Grönkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinausreiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Don Nardo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, grüßend, und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tage zu Tage strenger.

Sein Wächter sprach von aufgefangenen Kundschaftern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehangen worden wären, und ließ, als guter Katholik, dem Fabian merken: er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Weile eines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend mit Singen und Fluchen, Ergebungen in das Verhängniß und Entwürfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit genösse. Es versteht sich, daß Epiphanie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen verwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unwiderstehlicher Macht vom Ziele seiner Reise abgetrieben hatten. Denn er war bloß in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphanie beistimme, wenn Addrich, ihr Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphaniens Hand nicht Renolden gehöre, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwesterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Addrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphanie, die ihm auch nicht aufs Entfernteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun also auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den keuschen Widerwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsnatur der Jungfrau gleich sah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungedenkbares geblieben, daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanien, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschließen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeußerungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungeduld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Wände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbebten. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte es bange, er werde den Verstand einbüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich, nach beinahe vier Wochen der Kerker auf-

geschlossen worden. Bewaffnete Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Adrich, und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Olten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

Die Versammlung, als Fabian herein trat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, jener dort legte Brod und Messer aus der Hand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Knie über Knie zu werfen.

„Fabian ab der Almen,“ sagte Herr Adam Zeltner, der Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbernerisch in deinem thörichten Herzen gesinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmannes, zu den Städtern hältst, wollen wir doch Gnade über dich ergehen lassen, für Recht. Du magst daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger sein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die sich gnädig schelten lassen und Verbrechen an uns suchen, um uns an Geld und Blut zu strafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helfershelferdienste hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber . . .“

— Ich bin nie Verräther gewesen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wir wissen Alles!“ fuhr Herr Zeltner mit fester Stimme fort: „Bist du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?“

— Allerdings! versetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieser Briefe, und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Obern sind, keinen Dienst leisten dürfe.

„Schweig! Jetzt sind wir aber deine Herren und Obern; darum begnadigen wir dich, und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirst du uns also angeloben?“

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es ist nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte begehren, laut unsern theuer geschwornen Eiden und dem zu Summiswald geschlossenen Landesbund. Jedennoch möchte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen sein, wenn unsere und des werthen Vaterlandes Sache nicht schon über alle Gefahr obgesiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlassen, selbst wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurück liefest. Zudem auch hat dieser unser lieber Nachbar und ehrenwerther Eids- und Bundesgenoß“ — der Untervogt deutete mit der Hand auf Addrich — „gut für dich gesprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magst.“

— Ich danke meinem Freund Addrich gern, und vor euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet ihr euch aber, statt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Untersuchung festzuhalten, von meiner Unschuld früher überzeugt; hättet ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen gestellt, daß sie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: so würde ich noch lieber eurer Gerechtigkeitsliebe als dem Addrich schuldigen Dank gesagt haben.

„Du straußest dich zwar mit deiner Unschuld, wie sieben Eier in einem Krättlein; aber glaub' mir, du keckes Bürsch-

lein, wir haben dich nicht eines Gastpfennings willen in unserer Gewahrsam gehalten. Der Erste, welcher wider dich zeugte und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherren von Grönkerkenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist? Er hatte durchaus kein Interesse wider dich . . .“

— Der Niederträchtige! Er also? Der? rief Fabian auffahrend: Und ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubet in eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und kerkertet darauf hin, ohne allen Beweis der Wahrheit, einen Schweizer, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

„Höre, Grünschnäbelein!“ rief ein alter Bauer hinterm Tisch bei diesen Worten Fabians: „Habe Respekt, denk', vor wem du stehst, und schlucke deine unverschämten Redensarten hinter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst.“

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: „Wenn der erste Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere aufgewogen haben. Das ist ein erprobter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinaus geht, die er leider für dich gehegt haben mag. Er ist's, von welchem wir schon umständlich vernommen haben, wie viel die Berner dir zahlten und aus was Ursachen du ins Aargau gekommen bist. Da ist der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Renold. Den wirst du gelten lassen, hoff' ich.“

— Den lass' ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieser Judas und ich sind von jeher

Freunde gewesen, wie Katz' und Hund. Warum stellet ihr mir den schwedischen Lohnknecht nicht Angesicht gegen Angesicht, der schon im Mutterleibe so giftiger Natur war, daß die im Kindbett sterben mußte, die ihn zur Welt brachte?

„Wenn du so schamlos alle Ehrenmänner lästern kannst,“ fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, „so lästere, wenn du kannst, noch einen dritten, dessen Zeugniß mit allen andern zusammenstimmte. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieser dritte ist der, welcher für dein Wohlverhalten bei uns gutgesagt hat und dein Bürge worden ist.“

— Wie? Addrich, du? sagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erstaunens auf den Alten.

Addrich hatte schon während der letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düster zusammengezogen und darunter einen stechenden Blick gegen den Sprecher der Versammlung geschossen. Jetzt brummte er: „Viel und erbaulich schwatzen ist selten beisammen!“ Dann wandte er sich zum Jüngling und sagte: „Nein, Fabian, ich habe eigentlich keineswegs wider dich gezeugt, denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm seiest, und so wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magst. Du bist ein unerfahrnes Kind und hast deine Ruthe wohl verdient. Erst hatten dich die Basler in die Klemme genommen, ich befreite dich. Nun fielst du in die Hand des Volks. Wenn sich Wolf und Hund beißen, sollst du nicht zwischen beiden durchspazieren wollen und sagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Fäuste beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon; du hast viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut willen;

denn hier hast du am sichersten gewohnt; draußen hätten dich indessen schon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt bist du frei. Komm zu mir ins Moos; dort bist du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu schaffen.„

Mit diesen Worten hielt Addrich die Sache für abgethan. Er stand vom Sessel auf und endete die Sitzung der ansehnlichen Versammlung, aus welcher ihm keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und Beide verließen das Haus.

29.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Straße hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gebüschen bekränzt, die aufbrechenden Blüthen der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirkt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel und der Amseln und Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüsche, — ward er weich. Er seufzte ein lautes „Ach!„, breitete seine Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das schlagende Herz ziehen; riß vom Schlehenstrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen desselben an seinen Mund, indem ein paar Thränen ihm über die Wangen perlten.

„Du geberdest dich wie ein Mädchen,„ sagte Addrich, „oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian.„

— Es wäre dir besser, Addrich, du würdest Kind sein können und meine Wollust verstehen! antwortete Fabian: O wie leicht ist der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur! Du jammerst mich, Addrich! Du taugst nichts mehr in diesem herrlichkeitsvollen Gottesreich. Du hörst die Stimmen dieses Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

„Hast Recht, Fabian!“ erwiederte Addrich: „Ich habe das Leben nie und das Leben hat mich nie verstanden. Meine Geburt ist ein blinder Mißgriff des Schicksals.“

— Rede nicht so, Addrich. Du mußt nicht lästern! Heute nicht!

„Nun, so sag' mir denn, Fabian, welche Weisheit hat die Blindgebornen in eine schöne Landschaft, die Taubstummen, die blödsinnigen Kretinen in die Gesellschaft vernünftiger Geschöpfe gestellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Brust und gesundem Verstand im Gehirn, unter dies Gezücht von Tigern und Eseln in Menschengestalt geworfen sein? Wer kennt mich? Wer will mich? Was gibt mir Ersatz für den Schmerz, in dieser Welt wohnen zu müssen, an sie wider Willen gebunden zu sein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht sterben zu können? — Fabian, ich hasse das Leben, aber in mir sträubt sich's, es zu verlassen, und ich kann's nicht enden. Der Mensch ist, im wüsten Bagno der Welt, Sklave eines Unbekannten; der Mensch verflucht seine Kette, kann sie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz, ohne Widerstand die zerfleischenden Streiche seines herzlosen Guardians, des Schicksals, aushalten.“

— Höre, Addrich! rief Fabian stillstehend und den Alten hastig mit beiden Armen haltend, indem seine Augen dabei froh leuchteten: Höre, Addrich! Ich will dich heilen.

Folge mir nach Deutschland, denn ich verlasse die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder sein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr hast. Du wirst in einer freundlichen Einsamkeit dich mit der Welt wieder versöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finstern Verhältnissen herausgerissen bist. Glaub' es, Addrich, du wirst versöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

„O, ich bin von außen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten möget, auf Seiden und Eiderdunen und Rosenblättern, muß ich aufschreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, ins Moos!“ rief Addrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landstraße weiter ging: „Brechen wir von dem ab. Ich kann dir Besseres sagen. Die Unternehmungen des Volks gehen wohl von statten. Die Städte müssen zu Boden. Ich scheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu lassen, damit ich ihr mehr gebe, als sie mir gab.“

— Addrich, verblende dich nicht! du rennst dem gewissen Verderben in den Rachen und ziehest Tausende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breit nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er soll, stündlich von seiner eigenen Wucht immer stärker gedrängt. Die Städte halten das losgelassene Felsstück nicht mehr auf, das vom Berge herabrollt und bald zerschmetternd in Sätzen und Sprüngen gesehen werden wird. Solothurn und Bern, Basel und Luzern, Aargau und Freiämter sind in heller Bewegung. Es soll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.“

— Addrich, traue nicht! Die Herren haben den bessern Kopf und das bessere Geld!

„Und wir, Fabian, die bessere Faust und das bessere Recht! Die vornehmste Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen sogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann stark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelfechterei vorzugaukeln. Zürich wußte aber wohl, daß am See herum faule Aepfel wachsen, und ließ die Mannschaft wieder aus einander, obgleich die Wädenschwyler und Knonauer durch gesandte Ausschüsse Treue und Gehorsam anboten. Es schickte auch den Bürgermeister Waser und Statthalter Hirzel gen Bern, um dort, nebst Ehrengesandten von Glarus und Schaffhausen, zu vermitteln. Die setzten aber den Flecken neben das Loch, wie der blinde Schneider.“

— Wie so? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man schlug die Abgeordneten der Landschaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohsack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es so weit, daß die Ausschüsse der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überschwengliche Gnad' in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor gesessenem Rath einen Kniefall thaten. Darauf entließen die Berner sogleich ihr in die Stadt genommenes Kriegsvolk und meinten schon, es lägen alle neun Kegel zu Boden. Sie hatten sich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausschüsse vom Markt zu Bern mitgebracht hatten. Am meisten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das stieß dem Fasse den Boden aus. Die Huldigung ist abgeschlagen und das Volk ärger, denn je, im Harnisch. Da-

mit machten wir dem Christen Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn stoßen konnte.«

Fabian schüttelte den Kopf und versetzte: Wollt ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben absagen? Hat die Luzerner Landschaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geschlossen und gesiegelt?

»Nicht die Landschaft, nur ihr abgesandter Ausschuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau, Rothenburg und Rußwyl dagegen erklärt, im Vertrage müsse das Wort »Fehler« ausgekratzt sein. Denn dieweil Räth' und Hundert von Luzern doch selber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, so war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen sollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifest gegen die Landschaft ausgespien hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute sind einmüthig darin: der Wollhauser Bund müsse aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagsatzung gen Baden ausgeschrieben, oder sitzen vielleicht da schon brütend beisammen über den Basilisken-Eiern.

— Addrich, laß' dir weissagen, jener Tag zu Baden wird nicht geschlossen, bis Köpfe gefallen sind.

»Meinst du? die unserigen oder die ihrigen? Sieh, Bursch, ein Fingerhut voll Mutterwitz reicht weiter, als ein Malter Schulwitz. Wir Andern haben auch schon unsere große Tagsatzung zu Summiswald an der Grünen gehalten mit den Volksausschüssen von Bern, Luzern, Aargau, Basel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand sich auch obrigkeitliche Gesandtschaft ein, die wollte nach ihrer Art versühnen, schwänzeln, vermitteln, heucheln, streicheln, in die Ohren blasen, entzweien. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberg hielt sich dies-

mal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenossen Obmann.«

— Und was ist beschlossen? Was habt ihr vor?

»Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig ist: das Volk soll das Ansehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landschaft soll wider Wissen und Willen der übrigen Bundesgenossen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimisches oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen ins Feld führen.«

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, sich Euern Summiswalder Gesetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidsgenossenschaft Euch Truppen ins Land schickt?

»So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das ist zu Summiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beschworen und wird am großen Landtag zu Hutwyl in acht Tagen bestätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidsgenossenschaft sind dahin eingeladen. Sie kommen.«

— Addrich, du gescheiter Mann, kannst du dich so gröblich selbst betrügen und das Scheermesser bei der scharfen Klinge fassen? Ist euer Summiswalder Bund nicht heller Aufruhr gegen die Landesherrschaft? Glaubst du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Faust, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennst sie ja. Sie sind tapfer, so lange du das Glas füllst; treu, so lange du Geld gibst; einig, so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

»Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr, als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Eben-

bild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern dienen, sondern für sich Heerden mästen, um Schlachtvieh, Wolle und Milch zu gewinnen. Aus Kirchen und Schulen haben sie Werkzeuge gemacht, um den Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prasserei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Todtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwatze mir nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Summiswald den Stanser-Bund der Herren zertrümmern.“

— Wahre dich, Addrich! du reißest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volk erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod adeln läßt?“

So sprachen und stritten beide Wanderer, bis sie in die Nähe der Felder von Dennikon gelangten. Hier wollte Addrich einen Fußpfad durch die Aecker einschlagen, um über die Aegerten und Waldhügel in gerader Richtung nach dem Moose zu eilen. Fabian aber verhieß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Aarau über dessen und Epiphaniens Verhältnisse zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Addrich lächelte höhnisch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und sagte: „Dieser vornehme Landstreicher hatte Langeweile auf der Stüßlinger Haide, und sah, daß du einen Milchbart trugest.“

Mit diesen Worten eilte Addrich über die Aecker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entlibucher.

Fabian sah dem Alten eine Weile in böser Ahnung nach, schüttelte den Kopf und setzte den Weg gen Aarau, längs den Waldhügeln, mit leichten Füßen bei der Frische des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finstern, störrischen Alten zu bewirken, und beschloß zufrieden zu sein, wenn er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorstand, Epiphanien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städtlein Aarau mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm, sobald er aus dem wilden, schattigen Grund der Wöschnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erstiegen hatte. Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern, Gärten und Bünten *) unter fröhlichem Geschwätz, und schienen des Landsturms, der sie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergestrichenen Sommergewitters, vergessen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thor den Eintritt, von wo er sogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhause nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wandelte ihn ein leiser doch angenehmer Schauder an, als trät' er zu der stillen Wohnstatt eines Wesens, das, in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Tichten und Trachten irdischfühlender Herzen nicht mehr kennt. Er blieb

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stücke des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingeliehen sind.

einen Augenblick schüchtern überlegend stehen, um auf die erste Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräusch langsamer Schritte, seitwärts von einer Stiege herab, störte ihn und er erblickte den greisen Dekan Heinrich Nüsperli selbst, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederstieg.

Fabian entblößte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung, entschuldigte seinen Eintritt und bat, da er wahrscheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegenern Augenblick zu bestimmen. Der geistliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, sobald er den Jüngling erkannte, und ersuchte ihn, zu bleiben.

„Du kömmst, wie von Gott gesandt, mein Sohn!“ sagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzuthun und nicht ohne Kummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Gesandtschaft der rebellischen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Bescheid geben soll. Du wirst vielleicht auch dort am rechten Platze stehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können.“

— Entlibucher? Katholiken? sagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholischen Niederländers zum Dekan der reformirten Geistlichkeit schnell ins Gedächtniß trat.

„In diesen unsern Tagen und letzten Zeiten soll uns keinerlei Ding mehr befremden!“ sagte der Greis. „Unter Kriegsstürmen und Drangsalen der Völker bereitet sich der Weg des Herrn. Da müssen nun dieselben, welche in ihrer papistischen Blindheit die Kirche Jesu so streng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangst Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Trost und Rath zu suchen. Sie haben sich auch in einem bitter-

lichen Klagschreiben, schon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgesetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortschreiben des gelahrten Herrn Professor Leuthard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott stärken! — Folge mir, mein Sohn.“

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo sechs bis sieben Bauern von ihren Sitzen längs der Wand aufstanden, die steifen Rücken tief verbeugten; kräftige, gewandte, untersetzte Leute, aus deren groben Gesichtszügen Trotz und Schlauheit zugleich redeten. Sie schienen in ihrer gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen, braunen Wämmsern von ungefärbter Wolle und kurzen Fältelhosen, Genossen eines und desselben Hauswesens zu sein.

Der geistliche Herr reichte allen schweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an, die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigtwilligsten Dienst sammt Wünschung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, zuvor. Fromme, ehrsame und weise, fürgeliebte Herren Nachbarn aus dem Entlibuch, da ihr das Begehren gestellt habet, mich in euern Angelegenheiten zu befragen, so lasset mich euer Anbringen vernehmen.“

Der älteste unter den Entlibuchern verneigte sich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibs, und, indem die Verfärbung seines ernsten Gesichts einige Verlegenheit verrieth, sagte er: „Wohlehrwürdiger Herr Dechant, unser Herz ist voller Betrübniß wegen des von sämmtlichen Orten löblicher Eidgenossenschaft wider uns gefaßten Zorns. Wir sind aber keineswegs aus Uebermuth, sondern nothgedrungen, aufgestanden, um von unserer Obrigkeit Recht zu be-

gehren. Ihre Amtleute haben die Geldsaugerei zum Hauptwerk gemacht; sie haben die armen Landleute, ja sogar die Todten, nach deren Abschied aus diesem Leben, mit unerschwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unsern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Briefen und Siegeln bewahren, wie wir sie von unsern Vätern geerbt haben. So oft wir aber unsern gnädigen Herren zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaubten sie allein ihren verleumderischen Landvögten und warfen die Abgesandten der Bedrängten in harte Gefangenschaft. Solche Ungerechtigkeit hat unser Herz empört. Die sechs Orte der Eidsgenossenschaft haben bei ihrer Vermittlung selber in sechsundzwanzig Artikeln unser Recht erkannt. Nun aber verschreit man uns im ganzen Schweizerlande als ruchlose Rebellen, dräut uns mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand schlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geistliche Obrigkeit, daß sie in ihren Predigten unsere Sache beschützen und die gnädigen Herren und Obern in gemeiner Eidsgenossenschaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle.

Der Dekan erwiederte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Testament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, also kommet ihr zu uns. Es ist wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und sind deswegen von Gott durch die Propheten gescholten worden. So spricht Jesajas: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aeltesten seines Volks und mit desselben Fürsten und wird sprechen: ihr aber habet den Weingarten abgeätzet und den Raub der Armen in euern

Häusern. Was ist euch, daß ihr mein Volk zermalmet, spricht der Herr der Heerschaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß sich das Volk Israels damals, wie ihr thuet, wider seine Obrigkeit empört hat. David sprach, als sein Diener Abisai den König Saul umbringen wollte: Wer will die Hand anlegen an den Gesalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tyrannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Völkern und Wegführung in das babylonische Gefängniß bedroht und gestraft hat.«

Diese Worte des wohlehrwürdigen Dekans verursachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leises Kopfschütteln, und indem durch den steifen Ernst seiner Mienen ein schelmisches Lächeln zuckte, versetzte er: »Das mag dem Volk Gottes ganz recht gewesen sein, aber uns Leuten im neuen Testament und im Schweizerlande käme dergleichen ungelegen. Denn wenn fremde Völker ins Land drängen, gingen die Herren in Perrücken frei aus und wir gemeinen Leute sollten für sie Haar lassen. Und wenn Schultheiß, Räth' und Hundert ins babylonische Gefängniß wanderten, sollten wir für sie die Atzungskosten zahlen; denn an der Armuth will jedermann den Schuh wischen. Aber, wohlehrwürdiger Herr Dechant, nichts für ungut, der Gulden vom Bauer ist auch sechszig Kreuzer werth.«

Der geistliche Herr schien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und sagte: »Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch selbst und denket, wie Gott in seinem heiligen geschriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er sie Götter nennt, das ist, Gottes Statthalter, wie der Apostel Paulus sie titulirt. Deswegen soll ihnen Respekt und Gehorsam gezeigt werden, ja auch, wie der Apostel

Petrus schreibt, nicht allein den gütigen, sondern auch den störrigen.“

„Ihr habt vollkommen Recht, und die Apostel auch!“ entgegnete der Entlibucher: „Aber als Gottes Statthalter machen sie ihre Sache gar zu schlecht. Sie sind nicht nur störrig, sondern auch stößig. Sie werden nicht einmal blutroth vor Scham, wenn man sie gnädige Herren und Obere heißt, da sie doch wohl wissen, wie unbarmherzig und rechtswidrig sie mit ihren armen Unterthanen einherfahren.“

— He, wohlehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwischen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo gestorben war, daß das ganze Volk zu seinem Sohn Rehabeam gekommen und gesprochen: Mache das schwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er ihnen harten Bescheid gegeben und gesagt: Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! sind von diesem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

„Ihr könnet euch dieses Exempels gar nicht behelfen!“ antwortete der Dekan: „Denn nachdem ihr eurer christlichen Obrigkeit mancherlei Beschwerden vorgebracht, hat sie, außer Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie ihr selbst bekennt, Rehabeam niemals hat thun wollen.“

— Nun ja, weil „Muß“ ein bitteres Kräutlein ist! sagte der erste Redner. Als die Mittelsherren der sechs alten Orte einsahen, daß wir nichts, denn Billigkeit gesucht, haben sie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geschrei und hat uns vor den Herren Eidsgenossen zu Baden so heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweise vor der ganzen Welt, als Rebellen, gelästert? Darum begehren wir, daß unsere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches, gedrucktes Patent

uns dessen entschlage und solches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe so viel Ehre auf zwei Füßen einher, als unter einem Rathsherrenhut.

„Liebe Nachbarn," sagte der Dekan mit sanftem, beschwichtigendem Tone, „lasset Unterschied gelten! Was meint ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn eure natürliche Obrigkeit solchen Widerruf thun sollte? Zudem hat sie nicht euch Alle, sondern nur Etliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich euch, Gott weiß, alles Gute gönne, daß ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei euern gnädigen Herren, oder bei sämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidsgenossenschaft einkommt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badische Mandat ist ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als ihr mit Luzern in Zwist und Spann waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt ist, wird sich alles Andere ohne Mühe beilegen lassen."

— Nun, daß Ihr und die wohlehrwürdige Geistlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürsprache uns dazu verhelfen wollet, ist unser unterthäniges Gesuch bei Euch. Denn wir richten bei jenen nichts mehr in Ordnung. Sie verstehen das Befehlen aus dem Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben sie nun den Flegel stets im Maul, so haben wir ihn stracks bei der Hand. Widerstreiche sind nicht verboten! heißt's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das ist die Sprache christlicher Unterthanen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit!" rief der alte Dekan mit Unwillen: „So haben auch die aufrührerischen Rotten Korah, Dathan und Abiram gesprochen, und die Erde zerriß unter ihnen und that ihren Mund auf und verschlang sie mit ihren Häusern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter

lebendig in die Hölle, mit allem, was sie hatten, und die Erde deckte sie zu. Christliche, liebe Nachbarn, sehet euch vor, und fahret der Rotte Korahs nicht nach. Der schwarze Abgrund liegt unter euern Fußzehen! Wisset, und wenigstens darin sind wir einig allesammt, ihr Herren Katholischen und wir Evangelisch-Reformirten, es ist ein Gott, und dieser ist die höchste Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat sich Ebenbilder und Statthalter gesetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan sei, der Ordnung willen. Also muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unserm Erdball dienen, der da ist der Mittelpunkt alles Erschaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeiten, die da sitzen an Gottes Statt. Wollet ihr nun gegen diese Aufruhr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: so wollet ihr Könige sein und die Obrigkeit zum Schemel eurer Füße machen; so verkehret ihr die Ordnung und das Gesetz des Schöpfers der Geschöpfe; so rebelliret ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngsten Tages heran, da auch die Gestirne des Himmels ihre Stellen verlassen und im allgemeinen Aufruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet euch vor, ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satanas an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Trotz zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!«

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Versinnlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Faltenfülle eines schwarzen, weiten Kanzelrocks, dessen weitgeschlitzte Aermel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Gliederbau's. Obgleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebenssommer. Sein dunkelbraunes Haupthaar, voll und natürlich aufwärts gelocket, zum Theil vom schwarzen Sammtkäpplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schillernd von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Troxler *), einst Grabesblumen nanntest. Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Hoheit, und hinwieder die zart-freundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlieder ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Kinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündeten jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch ein Hirt der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Kehret denn heim; leget die Waffen ab. Haltet Frieden!" fuhr er nach geraumer Stille mit sanfterm

---

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, des Verfassers Freund.

Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geist verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unsers geliebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruhstand gerichtet werden.“

Der Sprecher der Landleute erwiederte: „Euer Wohlehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung ist allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, sondern ihren schnöden Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wissen, ohne daß es noch gesagt sein muß, Obrigkeit soll auch sein; aber unser wohlererbtes Recht soll auch sein! Gestohlene Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man sie auch der Obrigkeit in den Sack gesteckt. Der Wurm, den man tritt, darf sich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß sie sich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Faust.“

„Mein ist die Rache, spricht der Herr, nicht dein!“ schrie der Dekan mit voriger Donnerstimme: „Gehet nicht den Weg Kains und fallet nicht in den Irrthum Balaams, um Genusses willen. Selbst Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über den Leichnam Mosis, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich! So gehet hin und lasset ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!“

Der kleine, spitzköpfige Entlibucher, der schon einmal geredet hatte, verzog hier schelmisch das Gesicht und sagte: „Das ist für uns wahrlich zu spät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, schüttelt der Bauer am Joch, Pfaffen und Junker aus gleichem Loch. Nichts für ungut!“

„Du unverschämtes Lästergesicht!“ rief Fabian: „Rede, so lange du hier stehest, mit geziemender Ehrerbietung, oder du möchtest ungesegnet aus dem Tempel kommen!“

Der Entlibucher maß den Jüngling seitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiederte: „Wir sind zum wohlehrwürdigen Herrn Dechant geschickt, aber nicht zu seinem Siegrist. Ich mag's wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrigkeitlichen Schimmel reitest. Aber mir sollst du nicht trutzen; ich kann rutzen *).

„Still!“ unterbrach ihn der Dechant mit gebietendem Anstand und wandte sich zum Hauptsprecher des abgeordneten Ausschusses: „Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu euerm zeitlichen und ewigen Wohl! Schreitet nicht selbst zur Rache mit Ueberfahrung der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet euer Volk zum Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum haltet fest an Recht und Eid., wie christlichen Unterthanen geziemet.“

„Deß sind wir gewillt!“ antwortete der alte Entlibucher mit stärkerer Stimme, als vorher: „Jedoch, wohlehrwürdiger Herr, wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die Herren Predikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn, zürnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hiemit schnell abgethan. Wir

*) Das Rutzen ist im Entlibuch eine Art zur Regel gemachter Rauferei der jungen Bursche, wenn sie Nachts beim Chiltgehen, den Kopf mit einem Tuch verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf einander losgehen.

haben nicht wegen der Kinderlehre den weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten! Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Vetter, dem Papst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobt sei Jesus Christ!"

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Dekan hinweg und der Thür zu. Die andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

"So hat man's immer mit Leuten dieser Art!" rief der Dekan, der ganz bestürzt und stumm dastand und den Weggehenden unentschlossen nachsah, bis sie das Haus verlassen hatten: "Es sind Kranke, die den Arzt anrufen, aber sich klüger dünken, als er, sobald die Arznei auf der Zunge bitter schmeckt. Inzwischen ist mir angenehm, daß du Zeuge dieser flüchtigen und nichtigen Unterredung gewesen bist. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabei gesehen; allein die Leute überstürmten mich zu hastig. Ich aber habe gesprochen nach der Stimme meines Gewissens und kann mich damit trösten."

Obwohl der geistliche Herr das letztere noch auf verschiedene Weise wiederholte, konnte er doch seine Unzufriedenheit mit der schnellen Abbrechung eines Gesprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben schien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu leiten schien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolice corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Bescheidenheit dringender ward, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverschiebliche Fortsetzung seines Wegs in Addrichs Moos, die Nothwendigkeit, mit Epiphanien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck seiner gegenwärtigen Erscheinung

zur Sprache brachte: überwand der Greis schnell genug seinen Mißmuth und sagte: „Wohlgethan, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphanie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Leibes und der Seelen. Du zwar hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!“

Der Dekan führte den jungen Mann hinaus, und begab sich mit ihm, um ungestörter zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

31.

Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereihet, ein paar Tische von aufgeschlagenen Folianten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draußen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Gösgen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeußerungen des Dekans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch einen sanften Wink, sich zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abenteuern im Land-

sturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Dekan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: „Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flammen geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche.“

Fabian erschrack und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeäschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Weile und boshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obstbäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermuthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Trostſtellen aus der heiligen Schrift, als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. „Quando duplicantur lateres, venit Moses!“ rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je größer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kömmt ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Raguels sich im Büchlein Tobiä vernehmen läßt: „Nach dem Heulen und Weinen überschüttest Du uns mit Freuden.“

„Den Schweden kenn' ich!“ sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Renold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab'

ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leib gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als diese Schuld. Ich schüttele den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin.«

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten Mitleids auf den Jüngling und sagte: »Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie ist unrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte sie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rued und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das ist zu spät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebellischen Addrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf seinen Befehl ward selbst ein ehrlicher Bürger dieser Stadt, den der Junker Oberherr Epiphaniens wegen ins Kulmerthal schickte, gefangen fortgeschleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht seinem betrunkenen Wächter zeitig bei Nacht und Nebel entwischen können.«

— Das ist der Meister Wirri! sprach Fabian.

»Richtig. Du wirst von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er saß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemachs erdulden müssen. Während dessen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieses Sendschreiben hier und dieses Geld; es sind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendschreiben ist zwar im reinsten Latein abgefaßt, wie sich dessen selbst der große Desiderius Erasmus nicht zu schämen gehabt hätte, der von sich sagen konnte: cedo nulli. Allein es sind fallacia, vom Anfang bis zum Ende; vergoldete Fall=

stricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen möchte. Leider liegt Epiphanie schon in seinen Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Addrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauerweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphanien zu senden. Allein das bethörte Mägdlein weigert sich, ihre Zuflucht in mein Haus zu nehmen, und hat erklärt: sie habe heilige Gelübde gethan, und keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, auf meinen Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde geredet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen.«

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Bestürzung und sprang vom Sessel auf: Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohlehrwürdiger Herr. Er hat auch den Meister Wirri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphanie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld thut's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Olten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphanie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verblichenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm ist kein warmer Tropfen Blutes mehr. Und ihr Verlangen steht

nach ihm? Nein, ich glaube es nicht. Glaubet es auch nicht, wohlehrwürdiger Herr! Euer Teufenthaler Weib hat sich mit ihren eigenen Ohren angelogen."

Der Dekan schüttelte bedenklich den Kopf und ließ sich durch Fabian die geringsten Umstände berichten, die dieser von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Gestalt Miene, Kleidung, Alter, Sprache beschreiben, und sagte endlich: "Je mehr du von ihm meldest, je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne des Menschen nicht, und will sein nicht kennen. Deiner Beschreibung nach mag er ein Rosenkreuzbruder sein, denn es sind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der höllischen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieses sein Schreiben."

Mit Neugier und heimlichem Grausen schlug Fabian das Papier aus einander und las die Zuschrift laut, in lateinischer Sprache; in deutscher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: "Die Hand, welche diese Buchstaben zeichnet, o mein geliebtester Heinrich, ist, so hoff' ich und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich schlug und noch stets für dich betet. Darum vertraue diesen Zeilen, wenn schon ihr Urheber sich vor dir verhüllt; er betet für dich und für Erleuchtung deines Gemüths durch das göttliche Licht. Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen sollte, das hat uns geschieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammest: aber wisse, daß meine Seele nur im stillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelstätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgebornen Heiden einer wärest, statt einer der Verblendeten durch Menschenlehre, so dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinschaft der Heiligen denken."

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Gesicht vom Lehnsessel auf und rief: „Weiche, Satanas! Das ist der Römischen Art und Weise. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangelischer Christ sei. Welche wahnsinnige Verstocktheit in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!“

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: „Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen und Epiphanien, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in der Wohnung eines Mannes, genannt Addrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit berüchtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Gesetze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zeilen mein weniges Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sakrament der Taufe Bürge für sie geworden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl!“

Fabian legte das Schreiben stumm und den Köpf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich," sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Diensthaus nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Addrich. Darum, mein Sohn, kömmst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!"

— Aber nach ihm steht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: Wer ist dieser Don Nardo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer! Welchen Theil darf er an Epiphanien haben? Ihr, wohlehrwürdiger Herr, Ihr müsset ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken ins Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen."

Der Dekan verneinte nachdenkend mit dem Schütteln seines Kopfs, und erwiederte endlich: „Außer dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Bowald, ... nun ja, wir waren damals leichte Bursche und paßten wohl für einander, ... allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, ... doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war ... was könnte ihn jedoch jetzt bewegen ... auch entspricht nicht deine Beschreibung seiner Gestalt ... freilich schmächtiger, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! ... Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht ... allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt ins Feld, und

thun wohl noch heut' gern mitunter etwas weltlich . . . nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit Andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen.“

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt auf Lossprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt betheuerte, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß, von Addrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Person des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönkerkenbosch verglichen haben würde. Denn im fortgesetzten Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknüpft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weitern Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nichts mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich von dem Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungeduldigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nüchtern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian halbgezwungen Speise und Trank zu sich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunsch und wiederholtem Ermahnen,

alles, was Klugheit und Muth gebieten oder erlauben, für die Befreiung der „kleinen Gotte“ *), wie der Dekan Epiphanien mit zärtlichem Mitleid nannte, daran zu setzen.

32.

Der Gang zur Bampf.

Der junge Mensch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapsel des Sodamsapfels umschließt einen ekelhaften staubigen Moder. So fühlte Fabian nur noch im Fleisch und Blut die kräftige Frische der Jugend; aber sein innerstes Wesen öde, ausgestorben, kalt. Seine gesammten Hoffnungen hatten den Todesstreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, aufzuschauen. Sein Dasein war verstümmelt. Denn nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Gewesenen und Werdenden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verlust seines mäßigen Eigenthums durch mordbrennerische Fäuste verwandelte ihn, dessen Stolz bisher Unabhängigkeit gewesen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinste Lebensbedürfniß zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrscheinliche Verlust seiner schönen Jugendgespielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltlosen Schale, die für sich selbst ohne Werth ist. Und auch, wenn ihm Epiphanie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

---

*) Gotte heißt in der Schweiz sowohl die Pathin, als der weibliche Täufling selbst, so wie der männliche Taufzeuge und Täufling Götti genannt wird.

Er ging rasches Schrittes durch die obere Vorstadt, aber mit dumpfen Sinnen und gedankenlos, längs dem stillfließenden Bach gen Suhr; sah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf der Achsel weckte.

„Heda!“ man geht nicht so stolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Wecker: „Woher? wohin? Gott sei Dank, daß ich Euch noch zwischen Himmel und Erde wieder finde. Seid willkommen. Wir sind Glückskinder, wir beide! Wie seid Ihr den Oltnern entwischt?“ Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meistersänger von Aarau; er ließ ihn aber noch lange fragen, ohne zu antworten, und starrte ihn an.

„Die Oltener Kost, scheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meister Wirri fort: „Wasser und Schwarzbrod! Es läßt sich zur Noth mit den Gänsen zwar trinken, aber nicht essen. Indessen post nubila phœbus, Herr Freund. Man verschläft viel Ungemach, und unsereins muß unterm Kreuz still halten. Ihr schneidet noch ein saures Gesicht.“

— Daß ich nicht wüßte, Meister! antwortete Fabian, der sich noch nicht ganz ermannen konnte.

„Ein rechtes Muster ist's auf einem Essigkrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Ist Euch eine Ratze über den Weg gelaufen?“

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts sonst.

„Kleinigkeiten? Ei, die sollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirsch machen. Der Adler jagt keine Mücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am besten wissen, wo Euch der Schuh drückt. Aber sagt mir, sitzt unser Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Narr oder so etwas, denn ein Pfaff ist er einmal — sitzt er noch im Oltner Loch.“

— Er ward schon andern Tags frei. Aber sagt mir, Meister, für wen haltet Ihr diesen Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

„Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Petersilie. Das sieht ihm ähnlich, denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anders, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubt's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päpstlein drein. Ich mag von ihm nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nun aber saget mir, wohin geht die Reise?"

— Ins Moos, zum Addrich, wenn Ihr mit wollet —

„Puh! Acht gehabt! Lass't Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Womit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Aarau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut' zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher, als die Bauern; sie möchten die Hühner mit den Eiern todtschlagen. Einem ehrlichen Manne schnitten die Baselbieter vor etlichen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwatzt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagten: „Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!" Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, besetzen alle Pässe. Wer ihnen zuwider ist, dem stutzen sie Nase und Bart weg, oder schleifen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifstein, oder rauben ihm Kuh und Kalb aus dem Stall, oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es ist des täglichen Gräuels kein Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigstens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünschten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!"

— Wozu, Meister?

„Das werdet Ihr erfahren, sobald die Schmeißfliegen stechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlt's nicht an Säbeln, Hellebarden, Pistolen und Flinten. Was ihnen fehlt, stehlen sie dazu. Unlängst hielten sie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufschrift: „Süßer Wein“, wollten kosten, siehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geschickt werden sollten. Das war gute Beute! Nun wett' ich, die Gaudiebe schenken uns selbst den süßen Wein bei erster Gelegenheit ein.“

— Ich rath' Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meister!

„Es ist bös, dem Hund ein Bein abzujagen. Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kömmt einem auf halbem Weg entgegen, es ist nicht noth, danach zu rennen!“

Meister Wirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, sondern machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum Valet, zurück, und schritt hastig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meistersänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Besonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung seines Gemüths jede Gefahr sein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum dritten Mal Gefangener zu werden. Er ließ sich daher keine Umwege durch Busch und Berg verdrießen, um den Dörfern auszuweichen, und sobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzusteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Bampf zu Addrichs

Moos zu kommen. Die Bampf ist einer der erhabensten Punkte in der Kette von waldigen Sandfelsen, die sich vom Liebegger Schlosse hinweg südostwärts zum Hallwyler See verlängert und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Aussicht auf die Umgegend gewährt.

Fabian, als er die Höhe des alterthümlichen Burgstalls und die Finsterniß der unmittelbar daran grenzenden Tannen erreicht hatte, stieg unverdrossen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heilarme Loos seiner Tage brütend. Er hatte noch nie seine unverschuldete Verlassenheit und Verwaisung im Leben so tief empfunden, wie in diesen Augenblicken; selbst nicht in der Einsamkeit seiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Epiphanien gehangen; hatte er nur in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit Ersatz für alle andern Entbehrungen genossen, und sah nun auch diese sich entfremdet. Zu gebildet, um sich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu stolz, um bei der reichsstädtischen Hoffahrt seiner Herrn und Obern zur Frohn zu gehen, ward ihm die Schweiz nicht mehr Vaterland, als jeder andere Fleck des Erdbodens.

Jetzt dacht' er an Addrich, und jetzt erst glaubt' er ihn zu verstehen, den Unglücklichen, den mit sich und seinem ganzen Dasein zerfallenen Mann, als derselbe unter den Fichten des Gönhardts aus der Fülle seines Elendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth gewesen.“

Diese Erinnerungen lagerten sich, wie schwarze Schatten, über sein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Wesen, allgemeines Unglück aller Geschöpfe, vom Wurm bis zum Weisesten, dem Keiner entrinnen könne. Er selber

begann mit seinem Dasein zu grollen und rief: das Beste im Leben ist endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Grase bekleidete Bergkuppe der Bampf, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüschen erhob. Veilchenfarben schwebten die riesenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldroth des Abendlichts und dem noch tief hangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwischter Pfad über die Höhe zum Thaldorfe Dürrenäsch, und näher noch seitwärts in Addrichs verborgene Einsamkeit, führte, streckte das nahe Gebirg seine schwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl blitzten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgespannt ist.

Fabian stand still. Die Majestät des großen Schauspiels warf sich mit überraschender Macht an seine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in diesen Höhen umwehte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein reines Gemüth widersteht. Er fühlte wunderbar sich über sich selbst und über die schweren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur schienen von der dumpfigen Waldtiefe angeblasen zu sein, der er eben entstiegen war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umspannte ihm den Gesichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der seine blauen Gipfel, Firsten und wellenförmigen Grathe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung weniger Wegstunden, leuchteten im frischen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau, rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Lenzburg, weiterhin am Felsen hangend die weißen Schloßmauern von Brunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn seines Alters die Sorge von sich, und bildete neue Entschlüsse. „Bin ich arm," dacht' er, nun, so gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich selber noch habe? Bin ich verlassen, nun, so steht Gott bei mir. Wer hat's besser, denn ich? Niemand ist reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht stark genug. Ich will diese Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Epiphanie! Ich werfe der Freude wie dem Schmerz den Scheidebrief hin, und will dem Schicksal meinen Trotz zeigen. Der Feige schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug, ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Weite, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!"

So dacht' er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glich in seiner Haltung einem Könige des Erdballs, in seinem Selbstgefühl dünkt' er sich, es zu sein; den Staub der Weltherrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Kind geht das Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmelanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch in die Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung verbarg, in der man zum Moose gelangte, wo Addrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglühen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laube bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Bestürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Geschwister.

„Fabi! Fabi! Du selbst?“ rief Epiphanie aufglühend, den freudelodernden Blick gegen ihn geheftet. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfangen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reichte stumm die Hand dar und legte stumm ihr Haupt an seine Brust. Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Fabi!“ sagte sie stillweinend, „Fabi!“

— Weine nicht, Fania! antwortete er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!" lispelte sie leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen Beider schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen Beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines tödtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Bläße ihres Antlitzes und der Wehmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern ein Abschied zu ewiger Trennung statt finde.

„Und konntest du, Fabi, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!" seufzte Epiphanie leise, ohne ihren Blick von seinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Addrich sagte mir's. Du hast Recht, guter Fabi. Du bist schuldlos. Er sagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warst immer bei mir. Du tratest selbst in alle meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warst du. Sahst du mich denn nie?"

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn sein, daß ich dich nicht sähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamst du zu mir. O wie schön, wie unaussprechlich schön standest du an der Flue des Röthliberges, bei den Wasserfällen, welche den Hauch des Windes, wie einen weißen

Brautschleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erschien...

Hier unterbrach er sich jählings und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkürlich, durch Erzählung seines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in seinem Gesichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er sich von einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Fabi, nun? Was erschien?“ sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Aengstlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiederte er halblaut.

Der Name und das Beiwort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Warum betrübst du mich so, Fabi? Wer denn hat's dir gesagt?“

— Addrich that es.

„Und du, Fabi, und du? Was dachtest du, als er das sagte?“

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauderte stockend mit der Antwort und erwiederte endlich: Gideon ist ein schöner Mann.

„Ja!“ versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige, trügliche Ziland *) mit der Pfirsich-

*) Benennung des Daphne Mezereum in der Schweiz.

blüthe und dem Gewürzduft! Das ist die Sinnblume der Sünde, das ist des Gideons Ebenbild!"

Der Jüngling richtete forschend den Blick vom Spiel ihrer Fußspitze gegen ihr Antlitz auf. Da stand sie mit heiligem Zorn in unnennbarer Anmuth, reizender, als der Traum sie gewiesen hatte. „Wirklich, Fania, du seine Braut nicht? Warum sagt es Addrich? Warum rühmt sich Gideon deiner? Bist du nicht gern an seiner Seite durch diese wilde Einsamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu solchen Fragen."

„Du? Kein Recht? O Fabi, Fabi, wer denn sonst? Bin ich nicht mehr deine Schwester? Fabi, willst du schon wieder unter uns der erste Zänker sein, da wir kaum zusammengetroffen sind? Nein, thue das nicht! Lass' uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir bist, hab' ich nichts davon, als die weinende Reue, die mir bleibt. Höre nicht auf Addrich und auf Gideon nicht. Sie sagen dir nur, was sie wünschen, nicht was ich fühle. Ich möchte lieber tausendmal die Braut des Grabes sein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich schalt ja auch den Gideon einen Lästerer, als er mir sagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum schaltest du ihn nicht und den Addrich, als sie Böses von mir redeten?"

Fabian nahm Epiphaniens Hand und sagte: Ich habe keine Zuversicht unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Gideon ist ein schöner Mann . . .

Epiphanie betrachtete ihn mit dem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlgefallens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn nicht — viel schöner, als

er? Und bist du — denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, muß ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohl steht. Aber, Fabi, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gelehrsamkeit. Das muß ich dir sagen.«

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: »Hofmeistere mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe noch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen.«

»Nur kurze Zeit?« rief Epiphanie schnell ernster werdend: »Wer treibt dich von uns? Nein, Fabi, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?«

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betäuben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Anmaßungen. Er schwor, zwischen den Zähnen murmelnd, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: »Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen, hier nicht! Denn Addrich selbst schirmt dich nicht. Addrich verkauft dich jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Faneli, warum kann ich dich nicht einathmen, wie diese reine Luft, daß dich Niemand sähe, dich Niemand

hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Mordbrenner, der mein Heimwesen zerstören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit entrissen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Faneli, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was hilft's, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!«

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphanie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine, niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlenfürst oder Schrätteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Zorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, löseten sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Beredsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

»Nein, du liebe Seele,« sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand seine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, »nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem Schutz. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin über-

reich, wenn du bei mir bist, Fabi. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Fabi?"

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine Brust zog und sagte: "Ich würde, wie Addrich, am Himmel verzweifeln, wenn er dich verlassen könnte, Faneli!" Er drückte seine Lippen zum herzlichen Bruderkuß auf ihren Mund. Die Lippen blieben unbedacht an ihren Lippen. Es durchschauerte ihn etwas Nieempfundenes.

"O mein Leben!" seufzte er, sie heftiger an sich reißend.

"O Fabi!" lispelte sie: "Wie ist mir! Willst du mich denn tödten?"

"Könnt' ich doch, Fani, könnt' ich dich eintrinken."

"Sterben! Wir beide, Fabi! Könnten wir's jetzt, o du mein Licht, meine Seele! Dann zu Gott, du und ich."

Der Rausch dieser Seligen dauerte lange, ehe sie sich von ihm ermannten. Selten erblickte der Schutzengel der Unschuld auf Erden die Liebe in aller Heiligkeit auf dem Gipfelpunkte der Bezauberung und Lust wie hier. Endlich ließen beide von einander; nur die Hände blieben beiderseits in einander verflochten. Mit trunkenem Blick starrte er schweigend in ihre schwimmenden Augen.

"Was ist aus dir geworden, Fabi?" sagte sie mit seelenvollem Lächeln: "So bist du ja sonst nicht gewesen. Sturm ist mir in allen Sinnen; ich weiß selber nicht, wie? Oder hab' ich nie gewußt, wie lieb du mir bist, daß ich nun glauben muß, ich habe dich nie geliebt, als jetzt? Sage mir nur, ob du mich auch mehr liebst, als sonst?"

"Wer kann dich mir nehmen? Wer? Wer?" antwortete er: "Es gibt ja wohl irgend eine Höhle, wo ich

dich vor den Wehrwölfen verbergen könnte. Ich würde allein umhergehen unter den Menschen, für dich taglöhnen, Holz spalten, betteln. Gewiß, ich ließe dich nicht leiden.“

„Fabi, wahrlich, du bist nicht Fabi mehr!“ erwiederte sie: „Stehst du nicht da, wie eine Feuerflamme, vor meinen Augen! Von deinen Händen fährt ein wundersamer Schmerz durch mich. Nein doch, Schmerz ist es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieser Gluth möcht' ich gestorben sein.“

Diese sonderbare Unterhaltung, welche freilich wenigen Zusammenhang zeigte, und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsetzen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: „Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über den Bampf wählen würde? oder erwartetest du mich später?“ — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Mienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußwege zum Moose fort, indem sie schmeichelnd sagte: „Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Adrichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!“

— Und du, Fania?

„Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Botschaften bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest,

Fabi! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erstieg ich den Berg.«

— Hast du Geheimniß vor mir? Nein, Faneli, in dir sollte kein Dunkel sein, und wär' es von der Größe eines Sonnenstäubchens. Ich lasse mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwissenden.

»Was soll ich dir sagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erst das Geheimniß selber erfahren. Nun forsche nicht weiter. Ich habe gelobt, einstweilen reinen Mund zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal.«

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Warum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

»Eben allein zu erscheinen, Fabi, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinetwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohl bekannten, grundehrlichen Person zu thun. Aber,« setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: »daß du dich nicht unterfängst, drunten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Bampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Sylbe, daß du mich hier gesehen hast.«

Eben wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. »Gelt, Fabi, du gehorchst? Fort! Ich bin bei dir und Leonoren,

eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!" sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläche.

34.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangenen Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Geberden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Fohrenhorst, am Abhang des Berges gegen den Hallwyler See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände betheuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gesträuchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Fohrenwäldchen; kehrte wieder gegen Epiphanien zurück; ging abermals und kam abermals, mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des

Mooses schnell zurück nach den Gebüschen, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Fohren.

Der Jüngling wankte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Geschäft des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken. Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniens etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Mangel eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier zuletzt walten? Vielleicht wußte die Bäuerin die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischen Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören ließen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Hang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu übersinnlichen Dingen doch immer ein Bruder der innern, geheimen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was wäre da nicht Alles möglich gewesen? Er dachte an den wildfrechen Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Nardo. Das Blut aus

allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesen Gedanken. Es brausete um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Brust verließ er den Platz, entschlossen, Epiphanien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging im Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafterten Holzbiege im Vorbeigehen einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchdringlich-verwachsenem Gestrüpp ausweichen mußte, bald im stachlichen, zähen Netz, von den Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Bampf die bekannte Bäuerin einsam stehen sah und Epiphanien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Berges erreicht, und zugleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starrte in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienfohren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, stand Epiphanie mit vor sich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das schwarze Baretlein, um welches Goldschnüre am Sonnenstrahl schimmerten, der lange, schwarze Leibrock, und die ganze Gestalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieser Mann kein anderer, als der Fremdling sei, der ihm schon in der Berghütte ob Stüßlingen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umsonst hielt der

erschrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Epiphanien zu erlauschen. Er stand zu fern; und näher zu schleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwischen dem Dickicht, das ihn verbarg, und dem Hain der Fohren, offenes Wiesenland lag.

Er legte sein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhorchen, daß Epiphanie weine. Dann sah er mit unbeschreiblichem Erstaunen, wie sie plötzlich vor dem Menschen auf die Knie fiel; erst wie sie jammernd ihre Hände zu ihm aufstreckte, dann mit ihren Armen seine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieselben lehnte. Er aber breitete erst seine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Kniende nieder; schlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach priesterlicher Weise, ein dreifaches Kreuz über die Kniende in der Luft und beugte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüber stand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Don Nardo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie küssend an seine Brust. Epiphanie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf Beide blendend zwischen den Baumstämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian hing bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwär-

merischen Träumereien und Neigungen zu bemeistern gewußt. Epiphanie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmitzte Scheinheiligkeit des lüsternen Priesters hat gesiegt. Das verhehlte sie mir."

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzustürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreißenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischesten Priesterlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß, während Epiphanie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward Fabian wieder vom Krampf befallen, wann er Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gedauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dafürhalten hätte sie in dieser Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern im Osten wieder aufgehen können.

Epiphanie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpf-

chens nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einigemal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich zur Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphanie mit allzuzärtlicher Ehrerbietigkeit eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während seinerseits dieser die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaß seiner Ungeduld sehr unchristliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphaniens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Addrichs Hütte im Moos vor Epiphanien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschlossen, Epiphanien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. Beobachten, allmälig ausforschen wollt' er sie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt, oder gesehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Geberden voll Unschuld in der Verstellungskunst treiben könne.

35.

Die Fragen.

Er eilte fliegenden Fußes durch Dorn und Dickicht. Im Sturm des Zorns, der Liebe und des Schmerzes war er seiner selbst vergessen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der stillen Bergseen

seines Vaterlandes geglichen, der zwischen einförmigen Felsenwänden, deren Gestalten und Pflanzenfamilien zurückspiegelnd, nur selten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuselt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirgs findet, die Eingang gewährt. Dann aber fahren seine Wogen kochend auseinander, und steigen brüllend an den Felsen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einigemal hielt er im Lauf an, legte die Hand an seine Stirn, und schien unentschlossen nachzudenken, was er in diesen Augenblicken zu wählen habe, um nicht bereuen zu müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdrossen, daß er jenen Taumelnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Ekel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In demselben Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwildert um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Addrichs führte, flog von der andern Seite Epiphanie mit nicht geringerer Eile daher; die Wangen glühend; die Augen Entzücken strahlend; der Busen stürmisch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Antlitz strahlte; ihr nicht seine todtenhafte Bläße und Verwilderung. Beide erschracken vor einander.

„Du noch hier, Fabi!“ sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Addrich. Fabi, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!“

„Ein Unglück, ein großes!„ seufzte Fabian.

„Ein Unglück?„ wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr verschwunden!„

„Rede, Fabi, rede!„ sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus verschwunden? Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue, Fabi.„

„O dir vertrauen, o dir!„ rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm hinab ins Thal zu Addrich. Gott hat's gefügt. Ich sollte heut' die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab ins Thal!„

Epiphanie ward blaß und erstarrte. Stumm ergriff sie seine Hand; er aber zog diese zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick und stammelte: „Fabi, weißt du, was dein Mund spricht? Fabi, erkennen mich deine Augen? Fabi, willst du mein Herz brechen?„

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden. Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden ge-

sprengt, mit denen sie noch ans Leben gebunden hängt! — Komm, komm; mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Fabi!“ rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich beugen und auf den Boden niedersetzen, wie einer, dem die Kräfte entwichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum, Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du . . . Dein Nahesein ist mir tödtlich.“

„Blicke doch auf, Fabi, blick' auf zu mir!“ sagte sie, neben ihm kniend, indem die Thränen des Kummers über ihre Wangen fielen und sie ihm die vorgefallenen, langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh' deine Schwester an.“

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestochen und verwirrt? rief er und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß sind jung geblieben, indessen mich eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Fabi! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr.“

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die des Pfaffen Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen ließest.

„Gott im Himmel!“ schrie Epiphanie und sprang mit Entsetzen auf: „Du sahst uns? Fabi, ich mag es nicht glauben, du wärest mir nachgeschlichen? Mich heimlich belauscht hättest du? — Sie ging bei diesen Worten rasch von ihm, dann kehrte sie sich wieder gegen ihn und sagte mit stolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu verlassen. Du hast mein Zutrauen betrogen, und sträfliche Neugier zu sättigen, ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irrest! Keine Neugier zog mich, sondern Besorgniß, deine leichtgläubige Gutmüthigkeit könnte dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben diese Gefahr suchen wolltest.

„Gefahr? Nirgends, Fabi. Du hast also, — o Fabi, sage mir ehrlich, wie dein Gewissen es dem Allwissenden sagt: hast du Alles gehört? Kennst du ihn?

— Und wenn auch schon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Gespräche, Wort um Wort, in euerm Geberdenspiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, diesen Abenteurer, diesen Schleicher, den tückischen Papisten! Er ist glatt und still und kalt und heimtückisch, wie die Eisrinde des gefrornen Sees, die den Knaben im Winter ankirrt, um dann unter seinen Sohlen zu brechen und ihn zu verschlingen.

„Fabi, bei deinem und meinem Herzen, lästere diesen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schwester heißest, nicht ruchlos an dem freveln hören, was mir theurer als das eigene Leben gilt.“

„Unglückliche! Dir theurer! Er, der uns für die Ewigkeit scheidet!“

„Fabi!“ rief sie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach sie und fragte mit zitternder Stimme: Sage mir, in Gegenwart des lebend'gen Gottes, sage mir, ... Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendnng meines Schicksals, ... Epiphanie, warum tritt dieser zwischen dich und mich hin? Was ist sein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangelischen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papstthum bewegen! Epiphanie, will er? Und wenn es der Jesuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich zur römischen Kirche hinüberziehen? Will er?

Epiphanie erblaßte, senkte die Augen, und, ohne diese zu erheben, streckte sie die Hände in flehender Stellung gegen Fabian aus. Da verstummte auch der Jüngling, und sein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte schwankend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte sein Schluchzen, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände gefaltet und mit Innigkeit an ihre Brust gedrückt, stand sie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der sie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlieder rötheten und über die blassen Wangen niederperlten, verzog sie doch keine Miene ihres schönen Gesichts, gab sie doch keinen Klagelaut, als wäre sie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannte sich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entschluß war genommen. Er wandte sich fest und mit der Ruhe verzweiflungsvollen Verzichtens zu Epiphanien, die in ihrem Innern erstarrt blieb.

„Lebe wohl, Schwesterherz, mein Leben!“ rief er: „Es ist um mich gethan. Helfe mir Gott weiter. Ich will diese Nacht ein anderes Obdach suchen; ich kann dich nicht zum Moose begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzubetrübt; ich kann dir nichts mehr sagen. Lebe wohl. Gott erbarme sich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und starrte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth durch das helle Naß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte sich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit schweren, langsamen Schritten auf dem Fußweg im Gebüsch vor sich hin gegen die Bergfläche; blieb wieder stehen und machte seinen unbesiegbaren Gram abermals in Thränen frei. Dann schwankte er weiter, kehrte aber wieder um, Epiphanie noch einmal zu sehen und zu befragen. Und als er zurück kam, stand sie noch mit den Händen auf der Brust gefaltet, und mit dem erblaßten Gesicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet, auf den Wangen und im Auge stillstehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören; warum verweigerst du sie mir?“ sagte er mit Fassung: „Warum willst du schweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an dessen Rand dich, unerfahrnes Kind, arglose Güte, blinder Glaube an das Menschenherz geleitet hat?“

Epiphanie senkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber während sie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund versiegelt.

„So hat er dich schon ganz von mir abgerissen?“ rief Fabian: „Warum frag' ich's denn noch! Was meine Augen sahen, darüber kann ja kein Wort und kein Eid von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Fabi! sagte Epiphanie mit einer Stimme, die sein Innerstes durchschnitt, mit einer Stimme, in welcher ihn Schmerz und Zärtlichkeit, Vorwürfe und flehentliches Bitten anschrien.

„Nur ein Wort, Faneli, nur ein einziges!“ rief er: „Du bist ja zu seinen Füßen, du bist ja in seinen Armen gelegen. Du bist . . . o Mädchen, o Fani, soll ich mir denn das Gräuelvollste mit eigenem Munde vorsagen? Sprich doch! Du liebst ihn?“

Sie ließ die Hände aus einander fallen und sagte mit dem Ausdruck der reinsten Gutherzigkeit: „Aber mit einer heiligen Liebe!“

— Hab' ich denn je zweifeln können, daß aus deinem Herzen Anderes, als Heiliges, hervorgehe? Im römischen Babel, ja im Höllenreich selbst, wirst du ein Engel bleiben. Aber, Epiphanie, die scheinheilige Schlauheit des . . . des . . . o, sei er, wer er wolle, er hat dich in deinen frommen Einbildungen gefangen und gebunden. Du bist betrogen, ich kenne ihn!

„Du also kennst ihn, Fabi!“ sagte sie langsam, sehr gespannt und forschend. Dann schwieg sie, als wolle sie mehr von ihm hören.

Fabian erzählte nun, wie er mit dem Niederländer und dessen Begleitung im Hohlwege ob Erlisbach zusammengetroffen sei; wie derselbe in der Berghütte mit Geld und Versprechungen erst in den Spielmann, dann in ihn selbst gedrungen sei, Epiphanien zu entführen. Alle Gespräche, die er mit ihm gepflogen, wiederholte er aus treuem Gedächtniß, und dann fügte er die Frage hinzu: „Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“

Während der ziemlich langen Erzählung war auf Epiphaniens Wangen die natürliche Farbe allmälig zurück-

gekehrt. Sie hörte mit seltsamer Neugier alle Berichte, und that noch viele Zwischenfragen, um auch das Kleinste und Bedeutungsloseste zu vernehmen.

„Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“ fragte er noch einmal.

Sie schüttelte das Köpfchen mit trübem Lächeln und erwiederte: „Nein, liebster Fabi, du kennst ihn also wahrlich nicht.“

— Doch ist's derselbe, der droben bei dir war?

„Ja, liebe Seele, der ist's gewesen.“

— Und dem Spielmann und mir machte er die Anträge deinetwillen.“

„Ich weiß es. Ja, er hat's gethan. Zürne ihm darum nicht.“

— So sage mir, Epiphanie, wer er sei?

„Mein Heiliger!“

— O, ich versteh' dich. Aus welchem Kloster kommt er? Ist er ein Prälat? Wer hat ihn gesandt oder dir zugeführt?

„Gott!“

— Armes, entsetzlich verblendetes Kind! Nicht Gott! Nicht Gott! Er scheidet dich von Gott und deiner Seelen Seligkeit und von mir Unglücklichen. Laß ab von ihm! Flieh', flieh'!

„Das darf, das kann, das will ich nicht!“ sagte sie mit einer Festigkeit, die den Jüngling erschütterte.

— Darfst, kannst, willst nicht? wiederholte er mit erlöschender Stimme: Also . . . zu spät! Ist dies dein letztes Wort, Epiphanie?

„Wodurch hab' ich dein Vertrauen eingebüßt, Fabi?“

— Durch dein Geheimniß vor dem Bruder, Fania.

„Ich habe Verschwiegenheit gelobt und werde Treue halten. Fabi, vertraue mir. Einst, wenn Leonore genesen

oder im Grabe ist, wirst du Alles erfahren. Vertraue bis dahin.“

— Nein, Unglückliche, ist's jetzt zu spät, dich zu retten, wie dann? Epiphanie, laß ihn fahren, den gefährlichen Verführer, um deiner Seligkeit willen, laß von ihm.

„Ich kann nicht!“

Fabian verstummte, that einen schweren Seufzer und, wie an Kraft erschöpft, sagte er endlich: „Es will Abend werden. Gute Nacht, ewige Gute Nacht! Grüße Addrich und Leonoren: ich kann sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl.“

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: „Fabi, verlaß mich nicht!“

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du mich nicht verstoßen?

„Ich dich verstoßen? Kann ich denn meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß mich nicht, Fabi; meine Seele zieht dir nach, und es bleibt nur meine Leiche, wenn du gehst. Verlaß mich nicht; ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib' bei mir, daß ich nicht sterbe.“

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du . . . sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: „Alles, Alles, Fabi, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen oder im Grabe ist. Dann, dann . . .!“

— O meine Schwester, dann zu spät!

„Nicht doch, grausamer Fabi, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen

können? Nur das Eine begehre nicht; Alles sonst. Aber verlaß mich nicht!«

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens zurückgedrängt. »Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?«

»Nur das Eine nicht!« rief sie wieder: »Ehre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?«

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hartnäckigkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm in sich selbst irre. Dann versuchte er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Faneli! sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wieder geben, nach der ich mich sehne.

»Fabi, frage Alles, nur nicht um das, was Ihn angeht.«

— Kannst du mir versprechen, Epiphania, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verläugnen, nie dich zum Uebertritt in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: »In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?«

— Daß du niemals römisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauder in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: „Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du; und so lange, wie du selbst?“

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

„Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Fabi? Ist es nun Alles?“

Fabian drückte sie fest an sein Herz und sagte stammelnd: „Ich hätte noch die zweite Frage. Aber ... ich frage sie nicht. Ich sah ja ...“ Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollte er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

„Nun, was sahst du, Fabi?“ fragte sie etwas ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte, und hinwegblickend sagte er: „Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!“

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühr' ihn nicht, Fabi! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

„Meine Schwester, ja, aber seine ..., laß mich, Epiphanie!“

— Thu' deine zweite Frage, Fabi, aber berühre ihn nicht.

„Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?“

— Warum quälst dn dich und mich, Fabi? Rede.

„Du hast mich noch lieb, Fani?“

— Ist das die Frage?

„Nein, aber ... o Fani, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines

Andern Braut je zu werden . . . Fani, keines Andern Weib je zu werden, . . . Fani, Gott hört uns! — als das meinige?«

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille erfolgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf oder eine Furcht verrieth, die sie verhehlen wollte. — Er bemerkte diese nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht fest. Je länger sie stumm blieb, je mehr stieg seine Angst. Einigemal bat er, mit lautschlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor sein Gesicht und sagte in der tiefsten Betrübniß der Seele: »Nein, antworte nicht!«

Jetzt wandte sie furchtsam und verschämt das Angesicht zu ihm auf und sagte: »Warum bist du heut' mit mir, wie du nie gewesen? Du hast Renolds Rede, Renolds Ungestüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Renolds verdammliches Wesen. Bin ich nicht deine Schwester?«

Er nickte schweigend mit dem Haupte.

»Bist du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?«

— Nein, du darfst nicht. Ich kam zu spät! versetzte er, ließ die Hände vom Gesicht und sagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geschieden sein. Lebe wohl, Schwesterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu spät.

»Fabi!« schrie das beängstigte Mädchen: »Es peinigt und verwirrt dich ein böser Geist. Verlaß mich nicht; um Gotteswillen nicht!«

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

„Deine Braut? Fabi, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester.“

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fani! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den seinigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „Es ist etwas Sündiges an dir.“ Nach einigem Bedenken hob sie wieder an: „Gedulde dich, o, einige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort.“

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

„Nein!“ erwiederte sie schnell: „Nun sei ruhig.“

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: „Das darf ich dir und Gott geloben. Nein, ich will nie eines Andern sein, so lange du es selbst mir nicht gebietest.“

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung ihrer Worte. Sie gehorchte und sagte darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Fabi, nun bist du ruhig? Nun weichst du nicht von mir?“

Er heftete sie mit seinem Arm fest an seine Brust, und seine Lippen brennend an die ihrigen. So standen sie lange. Die Sonne sank. Die Gletscher traten erblassend in blauen Duft zurück, und die Thäler zerflossen in ungewissen Dämmerungen.

„Hinab ins Moos!“ rief Fabian.

— Ach! seufzte Epiphanie: Geduld! ich muß mich sammeln. Fabi, du bist nicht mehr, der du gewesen bist. Gewiß nicht! es wohnt ein anderes Wesen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut'? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unaussprechlicher liebe? Oder ist meine Freundschaft sündig geworden, daß sie mir fremd und neu scheint? Sonst ist's nicht so gewesen. Was wird Er sagen!

„Wer, Fani?“

— Hinab ins Moos! rief sie, ergriff seine Hand und führte ihn durch die Gebüsche hinab zur Hütte ins Thal.

36.

Unerwartete Hoffnung.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalden, mit dem seligen Gefühl, als hätt' er, nachdem er eine Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken. Epiphanie schwebte leicht neben ihm hin, sinnend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr verborgen zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Todesstille wohnte in Addrichs Hause. Das einfache Nachtessen stand bereitet: Brod und Milch und Käse, nebst einer irdenen Schüssel gekochten, dürren Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Aenneli eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen versammelt umher. Aber Addrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Kranken-

zimmer seiner Tochter Leonore, und begehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig hergemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauszucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern blickte stillsinnend vor sich auf die Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing, und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnitzten Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick der verborgenen Freude fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Rebensaft verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl beendet, der Tisch von Aenneli's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war: blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Addrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund begrüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So möcht' ich euch Beide mein Lebenlang an mir halten!“

„Wir sind Schatten,“ antwortete der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du.“ Er sagte dies mit einer innern tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedesmal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgestämmten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer, vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuthigen und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Addrich erwiederte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzneien aussprach, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder mit einer Bemerkung über Schicksal und Leben, die schrecklicher noch, als sein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und sagte zu Epiphanien: „Hinauf, Kind, zum armen Loreli! Es hat heut' einen seiner mildern Leidenstage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an seinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schwester keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder ihr noch die Neige ihres Daseins süß machen kann. Geh'! Es ist noch nicht spät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang diesen Abend. Geh'.“

Sie gehorchte und stand auf; Fabian mit ihr. „Vielleicht seh' ich dich, Fabi, heut' nicht wieder!“ sagte sie;

„Gute Nacht, Fabi.“ Sie reichten sich die Hände und schieden.

Addrich setzte sich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tisch gelehnt, und begann, als wollt' er sich gewaltsam zerstreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zusammenhang schienen. Fabian mußte ihm vielerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunst am Thunersee, der dabei bewiesenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er einen schweren Fluch über Gideon Renold, murmelnd: „Hätt' ich dieser Bestie nicht vonnöthen gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tagen am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Churer Batzen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte sait sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Bohnenlied singen.“

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Addrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung von dem fort, was er im Pfrundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Addrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

„Blitz!“ rief Addrich und sprang auf, „es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergesicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserstift bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenschüsse

davon, im Wirthshause vor Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die Ketzer, aber nicht die Ketzerinnen, und heirathen nicht, so lange wir Bauern Weiber haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!"

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Bampf gehabt. Doch Ehrfurcht und Liebe für Epiphanien geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Mönche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Addrich beruhigte den Jüngling. "Dies Haus steht wohl bewacht," fügte er hinzu: "meine Knechte sind auserwählte Bursche; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Faneli verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber, Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Loreli Genüge thun. Sie will Epiphanien geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loose derselben, wenn der Schwede . . . sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Faneli ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Lust, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die unschuldige, kindliche, treue Fani nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Hab und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde."

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: „Addrich, das ist's, was ich selber dir sagen wollte. Heut' oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir fordern.“

— Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben . . . fuhr Addrich ruhig fort.

„Nein, glaub' es nicht!“ rief Fabian: „Sie hat gelobt, keines Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige.“

— Desto besser! — sagte der Alte: Freilich diese Tage haben das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leonoren muß die letzte Freude werden. Also bleibt's dabei! Aber, Fabian, unter uns Beiden muß zuvor noch eins abgethan sein. Reiche mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

„Rede erst, Addrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu sehen, wohin?“

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die Karten setzen? Wie hoch gilt dir meine Nichte?

„Mehr, als das Leben, Addrich.“

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand her! Schlag ein!

„Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen, eh' ich die Waare kaufe.“

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphanien nicht zu zwingen oder zu beschwatzen, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore am Leben ist.

„Hier, Addrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!“ — Fabian schlug in Addrichs Hand die seinige.

— Gut! sagte Addrich: Ich halte sie fest für ein zweites Wort.

„Sie hilft dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß hören.“ Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben, Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber, führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens Manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Addrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellen.“

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der Tanz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff' ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

„Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit.“

— Was begehr' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli sei*), was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergötzen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerdung macht bei euch unmenschlichen Anfang. Nein Addrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze.“

---

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine bunte Heiligenbilder.

— Und wenn es Fanneli von dir fordert?

„Nein, Addrich.“

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das arme Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen...“

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kömmst vom Pfarrer und Dorfschulmeister; aber hast noch nicht die Hochschule des Schicksals besucht. Verstehst meisterlich deinen Heidelberger*) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch; wir verstehen einander nicht!

Addrich ging mit hastigen Schritten einigemal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenklingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Heils willen. Ich gebe dir meine Nichte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Landsgemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und weichst bis Austrag des Handels nicht von meiner Seite.“

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: „Warum das?“

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

„Der deinigen willen, Addrich, möcht' ich's wohl.“

*) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den pfälzischen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

— Auch, als Arzt kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismusgewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pflastern Juden und Samaritern beispringen.

„Auch das kann ich!“

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

„Nein, Addrich, für diesen tollen Aufruhr verspritz' ich weder Blut, noch Tinte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen spalten, ein Federstrich aber scheidet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Addrich, als dein Schutzengel. Allein die Feder bleibt daheim!“

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

„Hier die Hand, Addrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden.“

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Addrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: „Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphania ist bei meinem Kinde. Störe die Töchter nicht mehr. Gute Nacht!“

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Strom scholl das Getöse der Tannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Addrich, der, in seinen Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Waldschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgensuppe. Auch Addrich, reisefertig, leistete Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Hutwyl, der feierlichen Beschwörung des Landesbundes und den daraus nothwendig hervorspringenden Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidsgenossenschaft. „Die Töchter wissen,“ fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weide dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt.“ Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu dringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halbsitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne über den Wolken den reinen Schnee der Alpenfirnen, röthete, sagte sie mit matter Stimme: „O Fabi, lieber Fabi, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Faneli!“

Epiphanie reichte ihre Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und lächelnd zu

Beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet euch! Vor Gott betet sie für euer Heil. Ich werde oft bei euch sein.“

Fabian und Epiphanie standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Eleonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen.“

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligenglanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphanie und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Addrichs Herz bei diesem Anblick brach. Er floh stilljammernd aus dem Gemach in eine Einsamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knienden wagten nicht einmal laut zu seufzen. Endlich sagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Faneli. — Dir den einen; dir, Fabi, den andern! Traget sie zu meinem Gedächtniß.“ — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und sagte: „Geht! es ist Zeit! es ist Zeit! Ich bete für euch.“

Epiphanie und Fabian standen auf. Beide küßten die blassen Lippen der Jungfrau, die nur mit stilllächelndem Blick antwortete. Dann verließen Beide das Zimmer leise, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und sagte: „Fabi, also mußt du schon wieder von

hinnen mit dem Oheim? Er hat mir Alles gesagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Fabi, du gehst ohne Gewehr, und es ist böse Zeit, unsichere Straße. Wache über dein Leben, denn es ist ja auch mein Leben, und kehre bald wieder.«

Nach diesen Worten sprang sie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und schwarzem Leder zierlich beschlagenen Kiste, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäusern zum Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht aneinander in Streifen oder blumenartigen Windungen zusammengereihte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Dekels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber ausgelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. »Sieh, Fabi,« sagte sie, indem sie ihm das Degengehenk über die Achsel warf, »ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Rawyl geworden.« Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: »Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig.«

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

»Weh' dir, Fabi, wenn du das könntest! Ich weiß vom Oheim, daß mein Vater, er soll heftigen Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Fabi, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung.«

— Und welche?

„Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündiget. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Fabi, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Fabi, traue meiner Ahnung. Es gibt keinen Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Fabi, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn er aufhorcht, zuweilen eine Stimme, die nicht seine Stimme ist.“

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festgläubig, nnd sah dabei mit den Himmelsaugen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwesterstimme aus Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwiedern konnte oder wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Uurecht Trutz, dem Rechte Schutz!“

In dieser Unterredung wurden sie durch Aenneli's Eintritt gestört, welches ihnen ankündete, daß Addrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Aenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonn- und festtägliches Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanien wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durchs Thal an. Addrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphanie durch Gebüsch und Wiesen nach. Bescheiden blieb Aenneli eine Strecke zurück, und vertändelte die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Veilchen und Mayglöckchen bestimmte sie Epiphanien; Waldanemonen und duftige Traubenhiacynthen dem schönen

Jüngling; einen pfirsichblüthenen Zilandstängel dem Addrich, sie wußte, den liebte er; sich selbst heftete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Teufenthaler Strohhütten vorüber, am Fuße des Steinbergs von Kulm. Addrich stand in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenden wartend. Epiphanie hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Fabi," rief sie, indem Beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indessen keinen andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereinigt sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lang, lange nicht. Ach, Fabi, es drückt mich ein banges Gefühl, und das wird wohl so sein! Denn du mußt den Addrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer von Krieg. Aber wenn gar zwei getrennte Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!"

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; Beide schwiegen. Es trippelte um Beide Aenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphanie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!" schrie Aenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?" stammelte Epiphanie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Fabi, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?"

Wenn gleich das Zur-Erde-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jungling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Fabi! Es wartet unser Beider großes Unglück. Fabi, geh' nicht mit Addrich! Fabi, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab.“

In diesem Augenblick erklangen vom Dorfthurm die Glocken des freitägigen Gottesdienstes. Addrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eile. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Addrich, da er vom Halmen-Orakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumerei geben.“

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Oheim,“ sagte Epiphanie, „und laß den Fabi im Moos!“

„Possen!“ rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf.“

Indem sie gingen, vertheilte Aenneli ihre Sträußer. „Warum thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit dem Modergeruch?“ rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Strauß mit geschwinder Hand fort und gab ihm die Veilchen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, kehrte sich Addrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen nnd sagte: „Dieweil wir doch, wie Faneli meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vaterunser lang in die Kirche treten.“

„Spotte nicht, Addrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst

das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! Lasset uns, eh' denn wir scheiden, zusammen beten. Uns ist Segen Gottes vonnöthen!«

»Dir und Fabianen nämlich!« erwiederte Addrich »Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethau. Zu anderer Zeit hätt' er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig, wie ein Ohrwurm. Tretet hinein!«

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einer kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Aenneli mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

»Nein!« rief Epiphanie: »Welches Spiel treibst du mit uns?«

Addrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: »Willst du Fabianen verschmähen, den du lieb hast nnd den ich dir für immer gebe, weil es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Loreli gab ihn mir mit den Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise.«

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

„Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Addrich,“ sagte der Jüngling, „aber du hast uns betäubt. Nein, Faneli, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück! Addrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erschüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Bampf gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören.“

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Fabi?

„Kehr' heim, Faneli,“ fuhr er fort: „du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wurdest auf grausame Weise durch Addrichs Einfall überstürmt. Wir kennen den Oheim! Er scherzt mit dem Heiligsten in roher Art; er sieht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns sehen. Du kannst mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblassen haben dich losgesprochen.“

Er sagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitz. Epiphanie warf einen stummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff aber seine Hand und ging langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwischen frischen Gräbern hin; dann in die kleine, schmucklose Kirche.

„Epiphanie!“ rief Fabian leise, indem er unter der Kirchenpforte stehen blieb und seine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude ansah.

„Fabi!“ sagte sie gefaßt: „tritt mit mir vor Gottes Angesicht!“

Sie schritten durch den mittlern Gang, zwischen den zierdelosen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken, zum Taufstein. Addrich und Aenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, diese mit Epiphanien zur Linken. In den Sitzen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute versammelt, die nun Zeugen einer unerwarteten Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging zu den Sitzen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphanie, auf den Knien, in sich selbst zusammengesunken, verloren in der Inbrunst des Redens zu Gott, vernahm weder das heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verließen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend oder flüsternd neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

Trennung.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durchs Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen

waren. Jeder hing eigenen Gedanken nach. Addrich, düster voran, minder mit der Gegenwart als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blickte von Zeit zu Zeit still beobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendgespielin nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Bampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer trockenen Förmlichkeit und Uebung oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Throne des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber, vom Irdischen ins Ueberirdische gehoben, nun Gottessache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines Augenblicks zu ertragen, der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener als ihr gesammtes Leben prangte. Sie mußte Einzelnheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Aenneli dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne

Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisekleidern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueberzeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagsrock, ihr etwas abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Addrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe," sagte er, „ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!"

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der Platzregen auf durstigem Felde endet, der, was nicht verdorrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überschimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit giftigem Grünspan; und die Freude, die du bringst, kömmt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher."

„Mag sein, Bursch!" sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken."

„Zürne nicht!" rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Neffen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb' wohl, Faneli; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Oheim."

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Oheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet ihr Beide mit mir? Wohin wollet ihr, ohne mich? Was beginnet ihr?“

Addrich erwiederte sanft: „Wir wandern gen Hutwyl. Geh' heim, Kind, bewache das Haus und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt hast.“

„Was denn? Wie redest du, Addrich?“ rief Epiphanie: „Bin ich nicht das Weib dieses Jünglings, dessen Schwester ich noch am Morgen war? Wie willst du scheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löset, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlassen, dieses Mannes willen.“

Der Alte schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Schweig, Thörin, und versäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf.“

„Das sei Gott geklagt!“ schrie Epiphanie, mit schmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und auf die Brust gedrückten Händen: „Ich kenne deinen Gang, es ist der Gang in den Abgrund! Du schleppst den Schuldlosen mit dir hinunter und führst ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittwe bin ich in der nämlichen Unglücksstunde geworden. Du hast ihn und mich betrogen, Addrich; wie wirst du dein frevelvolles Spiel vor dem Angesicht dessen verantworten, vor dem du mich in dieser Stunde ihm geweiht hast?“

Fabian schloß mitleidig die Hand der Wehklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu be-

ruhigen. Addrich schien die Geduld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: „Mit weichherzigen Weibern und hartmäuligen Rossen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Wolle in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr sind. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn.“

Unwillig erwiederte Fabian: „Du ist ein feiner Maler, Addrich; wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Faneli, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet.“

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?“ seufzte sie: „Du kehrst nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrst du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die auseinander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Loreli's weissagender Gesang!“

„Kindereien!“ fiel ihr Addrich in die Rede: „Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weibertrödel feil haben. Es geht im Leben nicht alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich ans Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu.“

Epiphanie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. „Was gilt die Wette,“ rief der Alte, „ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Berner Landvogt prächtiger gehabt!“

„Du bringst ihn nie wieder, Addrich; du nicht!“ seufzte die Neuvermählte: „Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weibertrödel! Hast du den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?“ — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

„Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe;
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein.“

Addrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: „Hat's der Satan aufs Quälen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen; dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Faneli, ade!“ Bei diesen Worten küßte er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: „Mir nach, Fabian!“

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebewohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da, zitternd, thränenlos. Aenneli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten Beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß Gott walten und die Welt unter uns vergehen!“ sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht

sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater, und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfangen. Sei standhaft, du Tochter Gottes! Dein Schmerz ist ein Zweifel an seiner Weisheit.«

— Nein, o nein, kein Zweifel, Fabi, sondern der Wiederklang seiner unendlichen Liebe in meiner Brust, mit der ich lieben muß. Nur das Irdische in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laß mich bluten und weinen, denn ich stehe an deinem Sterbebett; ich bin nicht deine Schwester, deine Braut, dein Weib, sondern deine Wittwe. Fabi, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel sein, wenn er die Bitterkeit dieses Augenblicks vergelten will!

»Leb' wohl, Fani!« rief er vom Schmerze übermannt: »Foltern wir uns nicht länger. Bleib' Gott und mir getreu. Leb' wohl!«

— O Fabi, sage lieber, stirb: Im Sarge ist mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele; nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht gestorben, und doch ist alles schon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Fabi! Wer kann widerstreben? Seine Liebe ist unaussprechlich; aber wie kann das Vaterherz mir so unaussprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: »Fahre wohl, Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg' du mir, der Erste, droben entgegen an den Schwellen des Paradieses!«

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Dann wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Addrich zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder, und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte: „Soll ich dich sterben lassen ohne den Abschiedskuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergessen, aus dem mein Brudergeist athmete? — Armer Fabi! Lieber Fabi, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphanie vergißt dein nicht.“

Jede Stelle seines Gesichts ward küssend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich; drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wankte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Hutwyl.

In der Ferne stand Addrich wartend. Als der Jüngling zu ihm heran kam, erschrack er fast über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durchs Dorf, das heitere

Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hatten, wo sich im Vorgrund eine anmuthige Landschaft von niedrigen Thälern und umbüschten Hügeln ausfaltete und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebeinen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben.“

Addrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, siehst du die Thürme des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken.“

„Das ist's nicht, was erquickt!“ erwiederte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkette, neben der sie standen, auf die Steinbank an der Pforte derselben: „Warum Beromünster, Addrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?“

„Ich behalt' ihn für den Rückweg vor!“ versetzte Addrich: „Jetzt will ich horchen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeifen im Luzernergebiet. Fehlt's dem Christen Schybi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod.“ Da Fabian nichts erwiederte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wetterwolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links der Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabflossen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; inmitten beider die ätherische Silberstraße

der Gletscher am fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thalungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Bampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung; und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlieder. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Gebäude sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten, wie Knechte vor ihrem Herrn, den sie mit Frohndiensten begütern. Addrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äußersten Wagstücken predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Gauen zwischen Alpen und Jura werde. Sobald er aber seines Reisegefährten ansichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte sich bald mit horch- und trinklustigen Gästen, die anfangs nur schweigend oder flüsternd die beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das fette Kollegiatstift, Addrichs Aufmerksamkeit an sich zu locken suchten. Fabian beobachtete die Schreier wenig; er stürzte einen Becher Weins um den

andern hinunter, sich zu betäuben. Addrich beachtete sie um so schärfer, er trank nur Wasser.

Auch bei Fortsetzung der Reise kümmerte sich Fabian wenig um das, was geschah. Addrich hingegen war von sechs bis acht rüstigen Männern begleitet, mit denen er abwechselnd Unterredung pflog. Ihre seltsamen, verschiedenen Trachten verriethen, daß sie aus sehr verschiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämmse, weite Fältelhosen, die andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Westen, deren Schöße bis zu den Knien reichten, und die Schuhbändel mit breitem, rothgefärbtem Umschlagleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Näthe des Jäckchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten auch die Mundarten das Herstammen aus verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Rast bis in die Nacht am kleinen, schilfigen Mauensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau. Von Zeit zu Zeit zwar hatte Addrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen versandt; aber mehr noch, als er verschickte, stießen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. „Gelobt sei Jesus Christ!“ und „Grüß euch Gott, ihr Mannen!“ schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Hutwyl und Bundesversammlung. Addrich und Fabian fanden im engen Städtlein kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenen Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Addrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlafe. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die schlafenden Gassen der Stadt und das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger netzten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Williberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, viereckes Gemäuer röthlich aus dem Schooße eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge entdeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauernhütte, mit Schindeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen Luft und Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen innen wohnender Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Aeußere verkündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Hutwyl, welches sich im Hintergrund, wie ein grauer, verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoll die Thalung, welche vielleicht in

der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landsees gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen aus Hutwyl hervor, andere zogen aus verschiedenen Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langletenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinanstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie, seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidsgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem Stockwerke und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeindehaus, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Addrich von einem seiner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnet. Vor dem Hause hielten sechs Hellebardirer Wacht. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Addrich gestattet, aber Fabian zurückgewiesen.

In einem langen, niedrigen Saale, aus dessen Mitte ein hölzerner Pfeiler die Decke unterstützen half, sah Addrich mehrere wohlbekannte und fremde Gesichter um einen wohlgekleideten Herrn versammelt, der in gebrochenem Deutsch zu ihnen sprach. Addrichs Ankunft unterbrach einige Augenblicke das Gespräch; denn Klaus Leuenberg, Adam

Zeltner, der Untervogt, der greise Ulli Galli, auch Christen Schybi von Escholzmatt und sein Gefährte Stürmli aus dem Entlibuch traten dem Kommenden mit Gruß und Handschlag entgegen und verdeuteten, mit einiger Wichtigkeit in der Miene, daß man eben mit dem Geheimschreiber des französischen Botschafters, Herrn de la Barde, Marquis de Marolles, im Verhandeln begriffen sei.

Sobald die Stille hergestellt war, nahm der Franzose, der sich indessen die breite mit den feinsten Spitzen umsäumte Halskrause über die Achseln gezupft hatte, den Faden der Rede wieder auf, und sagte: „Meine Herren, ich habe eure Resolution vernommen. Sie scheint mir sehr loyal, aber, mit eurer Erlaubniß, nicht politisch zu sein. Ihr begreifet leicht, daß bei allem Wohlwollen des Herrn Ambassadeurs für euch, er, in seiner offiziellen Note, unmöglich der Tagsatzung der dreizehn Orte Dementi geben konnte. Ihr werdet nicht zweifeln, ich kenne den Inhalt der Depesche, die ich überbringe. Der Herr Marquis räth darin ostensibel von aller Gewalt und Revolte ab, und er ermahnt, wie er in seiner Position muß, zu einem billigen Vergleich mit euern Herren und Obern. Wollet ihr nun erst den Brief vor den tausend Leuten erbrechen, die ich hier im Städtlein zusammenlaufen sehe, so wird die Vorlesung den übelsten Effekt produciren. Man wird am guten Willen des Herrn de la Barde zweifeln, und ihr macht euch, wie ihm, den Weg zur Intervention und Mediation Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, unmöglich.“

Leuenberg, nach einer höflichen doch leichten Verbeugung, erwiederte: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadoren, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedennoch sind wir pro tempore nur Sprecher des Volks, nicht dessen Häupter. Wir

dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, noch ohne dessen Vollmacht etwas verfügen.«

»Mais pourtant, Messieurs!« fiel ihm der Gesandtschaftsschreiber in die Rede: »Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid ihr die Sprecher, so seid ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, reflektirt über die Sache. Es ist eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs.«

Hier nahm Schybi das Wort und sagte: »Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzugestehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?«

»Und gesetzt nun, es wäre?« entgegnete der Gesandtschaftsschreiber etwas verdrießlich: »Das ist schon besprochen. Ihr repetirt kontinuirlich das alte Lied, und die Diskussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerdar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden.«

»Ihr wollt sagen,« fiel Leuenberg ein, »das Recht muß Speer und Schild führen, und an seiner Seite die Stärke sehen. Wohlan, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten.«

»Tout doucement!« rief der Unterhändler: »Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht ihr mich?«

Der Untervogt von Buchsiten erhob nun die Stimme und sagte: »Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar.

Wir sollen uns den Rücken sichern, es laufe ab, wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidsgenossenschaft steht ihm nicht zu, dies offiziell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen: ich frage euch, warum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?"

Bisher hatte Addrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hofkleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem ehrbarsteifen Wesen durch seine Beweglichkeit abstach. Bald schnellte er mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen, schwarzseidenen Wamms, auf dessen glänzendem Grund man große Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die dichte Reihe der kleinen, goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Finger gefallenen köstlichen Spitzen der Handkrausen über den Untertheil des Aermels zurück. Eben so beweglich war sein lauersamer Fuchsblick und das Geberdenspiel des braunen, zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Reihe von Jahren so viel Leidenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußstapfen derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

"Fragst du mich?" sagte Addrich zu Adam Zeltner gewandt; "Dir ist's schon um den Kopf bange, daß du

ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel des Ambassadoren verstecken willst. Wer im Hausstreit den Fremdling zum Vermittler anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidsgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeiten rechten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzünden, wo sie Freiheit suchen sollen? Oder glaubst du, der König und sein Botschafter haben nicht schon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Basel, eben so höflich, als uns, die Hand zur Vermittelung angeboten? Fürwahr, keiner verkauft schlechte Waare theurer, als ein Fürst. Der König von Frankreich will zwischen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu schlagen. Den Herren legt er güldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein hänfenes Seil; dann hat er vermittelt und singt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland."

Der Geheimschreiber des französischen Botschafters horchte kopfnickend und Beifall lächelnd der Rede des heisern Alten und sagte: "Parbleu, Messieurs, dieser alte, gute Mann hat nicht übel gesprochen und meint es redlich. Nur in einer seiner Prämissen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer . . ."

"Mit Erlaubniß," unterbrach ihn Addrich höflich: "die Politik der Schweizer besteht allein im schlichten Muth, Recht zu thun und dann Niemanden zu scheuen. Wir haben zu grobe Fäuste für die spinnenfeinen Gewebe der Arglist. Hier ist unser Vaterland, da wollen wir uns frei betten und so gut wir's vermögen, und hat uns Niemand ein-

zureden, er trage eine Kappe oder eine Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath.“

„Richtig! Par Dieu, was sag' ich anders?“ antwortete der Geheimschreiber: „Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundesgenoß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesetzt, der Beistand würde gefordert; der König ließe seine Truppen in die Schweiz einrücken; ihr hättet versäumt, euch mit dem Marquis de Marolles in Einverständniß zu setzen, um von dieser Seite eure Rechte zu sichern; gesetzt . . .“

„Alles gesetzt,“ rief Addrich, „so ist Hochverrath gesetzt, und dessen sind die Städte noch heut' so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen ins Land rief.“

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbraunen weit in die Höhe, und sagte: „Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Exempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?“

Addrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: „Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder vielleicht wird er selbst am besten wissen, wo seine Landsleute dort begraben liegen.“

Der Abgeordnete des Herrn de la Barde machte mit komischem Anstande eine Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: „Ihr Herren, ich geb' euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt ihr bei euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volke verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Damit schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen Berathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft. Nachmittags wurden Gesandte der Stadt und Republik Bern angemeldet und vor dem Ausschuß des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Beredsamkeit, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbstsüchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Aussöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheißungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Ranges gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwieder konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeußerlichen das Mindeste von der Rolle geborner gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher

Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloszustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst übliche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern nur die eigene Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, die sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberg führte das Wort mit größerer Gewandtheit und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hutwyl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die steif-fromme Beredsamkeit der Gottesgelahrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, verfing bei den Trotzköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen

Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-scheuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberg zuletzt, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Raths und der wohlehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht, das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Baret tiefer über die Stirn und sagte: „Nun denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet ihr uns frecherweise hierher gelockt, wenn ihr keine Vollmacht hattet, Namens eurer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet ihr euch vor unser Angesicht, wenn ihr ohne Auftrag dastehet? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen fremden, Gnade für Recht widerfahren lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden wir euch den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer.“

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberg. Nur Addrich lächelte bitter und sagte: „Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, versteht es wohl, berichtet es euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkürlich fahren könnet. Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar Hundert gnädige Herren füttern muß!“

„Schamloser Gesell, wer bist denn du?“ schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Addrich erwiederte ganz kalt: „Ein Schweizer, wenn auch nicht von der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn.“

„Pack dich, eisgrauer Lügner!“ schrie der Rathsherr: „Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!“

„Wer trägt die Schuld,“ entgegnete Addrich, „wenn, außer in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, ihr habt sie heimtückisch darum betrogen, und ihnen in eurer Gnade nichts, als Obdach, Aecker und Geräth gelassen, für euch frohnen zu können. Soviel mußtet ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem ihr Milch verlanget. Die Schweizer verlangen ihr Vaterland wieder, das ihr in euern Stadtbann zusammengeschnürt habt. Ihr ließet uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geißel des Guardians ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Zittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht eure Barmherzigkeit und eure Gnade.“

„Will's Gott," rief der Rathsherr, „seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern."

Addrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achseln zurückblickend: „Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kömmt."

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne Gruß. Leuenberg sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. „Lasset euch," sagte er, „durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist ein Igel, und sticht, wo man ihn anrührt."

„Wir haben mit euch nicht länger zu verkehren!" ward ihm zur Antwort: „Setzen wir den Fuß in den Steigbügel, wird eure Unterwerfung zu spät."

Kaum hatten die Berner Gesandten Hutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Rathhause die Ankunft eines Boten der eidsgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaltenden Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Aengstlichkeit und kleinstädtischer Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberg ihn mit noch etwas stolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidsgenössischen Tagherren.

„Morgen mag das Schreiben an versammeltem Landtag verlesen werden," sprach Leuenberg, „und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdessen, Herr Untervogt, soll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewiesen werden. Ich hoffe, Ihr sollet nicht zu klagen haben."

Mit diesem kurzen Bescheid ward der Untervogt entlassen, welcher unter Rebellen kaum eines so milden Empfangs gewärtig gewesen sein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Addrich beschloß sein Tagewerk in rastloser Thätigkeit erst nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungeduld wieder und das Getöse der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob sich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte sich über die seltsame Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in dessen Bewegungen.

„O, du sollst mich noch anders sehen!“ erwiederte Addrich: „Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers hausen muß: ihr Element ist der Sturm. Laß mich ungestört meine Flügel zwischen Wolken und Wogen schlagen, im Aufruhr der Dinge.“

„Nur allzugut gesagt!“ entgegnete Fabian: „Vergiß nicht, daß die beweglichen Wogen das Volk sind, heut' wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt.“

„Und wenn nun das!“ sagte der Alte, indem er das Fensterlein gegen die Straße öffnete und mit Lust in das Getümmel der Leute hinab sah: „Was steht zu fürchten? Der Mensch kennt das Ziel seiner Tage nicht, aber das Ziel seines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unsinn entthronen; ich möchte Rechte und gesunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Ist das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?“

„Brechen wir ab davon!“ sagte der Jüngling: „Wir werden uns nie verstehen. Auch bin ich ohne Willen hier,

weil ich Laban um Rahel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht.«

»Und du wirfst mir damit kein Katzenhaar in die Suppe!« entgegnete ihm Addrich: »Die Karte schlage mir zuletzt ein, oder nicht, Bursch, das Spiel selbst macht die wahre Lust aus. Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie bloß in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Wracks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dürren Matten ein wenig zu wässern. Durchs Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm, Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heute soll die Saat eingeegt werden. Verliere mich nicht aus den Augen, denn mir stehen Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern.«

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Almend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksausschüsse von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern der Emmen und Reuß gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten

zur großen Landsgemeinde nicht weniger als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesammt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten untereinander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit dem Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Almend rücken. Es war Niklaus Leuenberg, welchen man, seit dem Tage von Summiswald, den Bundesobmann, so wie die Ausschüsse der Landschaften Bundesgenossen hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Hellebarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kantone. Das Feierliche und Ernste seiner Haltung schien den Landleuten keineswegs mißfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Meinst du nicht," sagte ein Entlibucher zu Einem vom Läberberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „Gelt, man kann wohl aus Bauernteig einen so guten Schultheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs."

Leuenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und

Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgepflanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!“ rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!“

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landvögte und Junker sollten sich daran satt saufen; genug bekommen; mehr, als genug!“

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen“, und schilderte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesammten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt“ den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefangener Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen

Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, glimpflich und hold mit den Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Handen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zu Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch Waffengewalt aller Eidsgenossen zu dämpfen; und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzudringen. General Zweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Pässe des obern Frei-Amts besetzen; General Wertmüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthaufen von Zürich, Schaffhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mühlhauser und Basler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von Bern mit den Waadtländern, Wallisern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem alten, reichsstädtischen Stolz, die Unbehilflichkeit der schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Vorsatz im Hintergrund lag, sich selber mit den eigenen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberg vermuthlich beabsichtigt hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halb gewonnen. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberg mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zu kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Amteien die wider ihn drohenden Volkshaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann aufgeboten und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein wenig gedemüthigt zu wissen; wie Schaffhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidsgenössische Redensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Summiswalder Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidsgenossen verjüngt werden, zu Abthuung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben solle, was jedem gebühre. Der Bundesleute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidsgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entständ' aber Streit mit diesen,

sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht verschaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrigkeiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterjocher beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben geschädigt werden würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Einstimmung Aller, mit einer Regierung aussöhnen und Frieden schließen. Würde aber ein Bundesgenoß vermessen genug sein, wider den Bundesschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meineidigen, ehrlosen Verräther abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Aemter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Addrich, der hinter des Obmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Berathung im Moos, auch bei der Berathung in Summiswald gegen die abenteuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergs Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeiten erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er nicht hatte hindern können,

ließ er, voll Spottes über die Kurzsichtigkeit der Volksführer, geschehen, überzeugt, nichts werde bleiben, von allem, was beschlossen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Päße gegen Bern und Zürich. Die große Feierlichkeit auf der Almend von Hutwyl blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen ward er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe des Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknieten, und die Hände zum Eide emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweiset, will ich nachgeben und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! Alle Gefährde vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untreu!"

Satzweis las der Schreiber die Worte ab; satzweis sauseten sie dumpf vom Munde der Landsgemeinde zurück, wie Murmeln fernen Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberg sah mit nassen Augen auf den Ring der knienden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut' schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundes-

genossen, es gilt das Heil unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommenden erwerben wollen!“

Er war zu bewegt, um mehr zu sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von Vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeeres ruhiger wurden; ehe das Tosen der Stimmen leiser ward, die bald auseinander fließenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidsgenossenschaft, warnte, dieweil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsheer ins Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten. Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeit mit den besten Blumen geistlicher Beredsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles

geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Daher mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Hutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den in Baden versammelten Eidsgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volksredner ihre Stimmen erhoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ohngefähr in folgenden Worten gegen den Boten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkür, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworene Bundeseid, den ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gedeihen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mithelfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, sintemal uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verlästert.“

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen berathender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Bote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidsgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf ward eine Abschrift des beschwornen Bundesbriefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Volk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landesiegel vom Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufruhrs.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Addrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiederte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Addrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe

für des Leuenbergs Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland. Bern muß fallen, so oder so!«

»Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!« entgegnete Fabian: Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.«

»Allerdings,« versetzte Addrich, »wenn sie den Hutwyler Landsbund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist diesen Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträchtig. Ehe sie einander verstehen, haben wir sie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.«

Wirklich reisete Addrich folgendes Morgens ins Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurde, wo von einem Auflauf gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkarten und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstören, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienstbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben

auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinern Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten aus dem Dürrenäscher Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glich vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Fall des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordnetee Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Addrichs Kreuz- und Querzüge durch die empörten

Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufruhr von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht unberührt bleiben.

Der Tag bei Hutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Zaum des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder Leidenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Privathaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumptes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gesindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Päße mit starken Wachten; hielten die gewöhnlichen Boten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungerupft.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man schaarte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Liestal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem

Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landesfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; doch Schwyzer, Zuger und Unterwaldner hatten es kein Hehl: sie wollten die Stadt schirmen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns fechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emma. Er verlor dabei einige Gefangene und Todte; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang ihre Unternehmungen. Die Bürgerschaft haderte dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammeltes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Fahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorwacht in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiämtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während noch die Reußbrücken von Sins, Gisikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber

die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amtleute Schirm fanden, rüstete guten Wehrstand; dasselbe that Zofingen, von deren Bürgerschaft Niklaus Leuenberg vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draußen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Beredsamkeit des greisen Dekans Nüsperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen und selbst des Lebens bestanden hatte: schwor die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu decken und bis auf den letzten Mann zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergießen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Murifelde mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag zu Hutwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberg fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze von 6000 Oberländern und einigem schweren Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch einige Stunden von ihr entfernt, bei Ostermundingen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfs-

völker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Boten brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberg dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Hutwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Verzweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil alle Boten durch Wachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — hoheitliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, oder als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern „aus väterlicher Huld wegen der Klagen des Volks über Armuth.“ Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rückzug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung des Bundesbriefes und nach der neuen Huldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberg willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Meldung, Seckelmeister Konrad Wertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd und zahlreichem Geschütz gegen den Heitersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zweyer mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt Lenzburg. Wertmüller hatte außer den Zürichern auch Schaffhauser, Thurgauer und Appenzeller unter seinen Fahnen. Die Tage der Entscheidung traten ein. Leuenberg, sobald er Bern zufrieden gestellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen kriegerischen Aufbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er selber eilte dahin mit schlagendem Herzen, sich Glück wünschend, wenigstens Bern hinter sich einsweilen unschädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth bei allen bösen Kundschaften, welche über die Rüstungen der Eidsgenossen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verschwunden. Wenn seine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen, konnt' er sich selber doch nicht läugnen, daß er dem ins Ungeheure hinausgewachsenen Unternehmen auf keine Art gewachsen sei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden stündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weisungen, welche er nach allen Seiten hin zu ertheilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß sein Geist im Chaos von tausend Dingen unterging und die Uebersicht des Ganzen verlor. Eben so deutlich verspürte er in sich den Mangel jeder Feldherrngabe: Geistesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augenblicks und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht

der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Feldobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Erst als er, in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen, mit seiner zahlreichen Begleitung in die Ebene eintrat, welche Lager und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon bei 10,000 Mann beisammengelagert, deren Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich in Gefechten oder schon in der Ferne auf Märschen zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches Jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Mägenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die waldige Halde des Berges, von welchem Gemäuer und Thurm des alten halbverfallenen Schlosses Brunegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterschied sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden Fahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streitrotten stammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mochte. Er hatte für Vorwacht und Nachhut gesorgt, und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit,

doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Linde zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Hingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewegung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es dem Kriegsvolk desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosen Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidsgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesamtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarstaaten in der Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Auszug der Eidsgenossen unter Wertmüllers Befehl, die heilloseste Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weilern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Todte, ehe man noch mit dem Feinde zusammengetroffen war, bloß durch unverständiges Handhaben des Gewehrs oder der Spieße.*)

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidsgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälerten Rechten und Frei-

*) Wie z. B. ein Reiter in den vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Züricher Feldherrn Wertmüller, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Zofingen durch unvorsichtigen Schuß ums Leben.

heiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größer werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der Oberherren bei langem Frieden mit dem Auslande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegskunst in solchem Maße, daß die Schweiz anderthalb hundert Jahre später beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrascht ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberg den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Addrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Haßlilande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Brünig in die wildschönen Thäler ob dem Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen, dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Reuß gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzug gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Banden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Othmarsingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberg, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegengeritten waren, um sie zu mustern und in das Gesammtheer einzugliedern, erkannten

nicht sobald den Addrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegen sprengten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christen Schybi und schüttelte des Moosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.“

„Nachhut!“ erwiederte Addrich lachend: „ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Aufbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberg entzückt: „Morgen, heut', den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt ihr's geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Addrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen Feindes. Ich sag' euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist alles entschieden; so stürzen die Rathsherrenstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheitssache. Also nicht gezaudert, auch nichts übereilt! Wo steht der Feind?“

„Auf der Schlierer Almend an der Zürcher Grenze, wie wir von den Kundschaftern genau wissen!“ sagte Adam Zeltner: „Dem General Wertmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögen, zumal die vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fähnlein von Außer-Rhoden verstärken, die unterwegs sind.“

„Vorwärts,“ rief Addrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagdiebe, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?“

„Addrich, laß die Hand von meinem Plan!“ versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Wertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen, dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Geht's nach Wunsch, so sprengen wir sie alle ins Wasser und lehren sie schwimmen. Es muß eine Hauptniederlage geben. Wer nicht ins Gras beißt, muß sich zu Tode saufen.“

„Ihr Herren, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!“ sagte der Bundesobmann: „Die tapfere Mannschaft, welche uns der Mooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weiset ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, sorget, als Oberproviantmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget ihr euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Mooser und seinem Adjutanten“ — er deutete dabei auf Fabian — „voraus. Es ist noch Vieles abzuthun!“

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsobersten. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengedrängt hatte, trennte sich, um den Weggehenden Platz zu machen. Addrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptgelager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts war das Haus durch daneben gelagerte Truppen

gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und bei vielen einzelnen Feuern ihr Nachtmahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachen hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübsinns. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volksmengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit aller Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergs Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weissagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachrichten von neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Almend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberg ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinen Grundsätzen treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Addrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Addrich hielt Wort und muthete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wundarzt, wenn es noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Daher behandelten sie den jungen Mann mit größter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheers, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers sein müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberg Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Spezereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche

Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte; desgleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todesstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgendes Morgens war es wiederum Addrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphanien weckte.

„Auf, auf!“ rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder nur mit halboffenen Augen schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschirr zu flicken, eh' wir hinaus aus Aernten können. Komm', Bursche, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abstatten würde. Zwar ist der Kommandant Christen Schybi ein ganzer Mann, allzeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber, lebt und treibt's, wie der Schuldenbote, kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden.“

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen!“ sagte Fabian, indem er sich ankleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst.“

„Hm, Kamerad!“ brummte Addrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Moose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh, das eben ist das Elend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein täglich Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder nie gelebt, oder nie gestorben!“

„Wie kömmst du nun wieder darauf?“ entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?“

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben,“ wiederholte sich der Alte: das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie gelebt hat, kann so wenig sterben, als einer der nie zu leben aufhört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da möcht' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Almosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreißen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne . . .“

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: „Zum ersten Male seh' ich dich lebenslustig, Addrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.“

„Freue dich nur,“ erwiederte der Alte: „denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Art geh' ich wieder zu wahrer Selbstvergessung unter. Mehr begehr' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alten Eisenpforten des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu lüpfen, und ein ganzes Volk aus der stinkenden Gruft in den Sonnenschein der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberg, Brömer, Schybi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie hießen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe.“

Fabian, der sich das Degengehenk über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: „Ich bin fertig, Addrich.

Du aber bist wahrhaftig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es ist in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlst dich wieder im Fleisch und Blut selber, da du bisher durch und durch taub und starr warst. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Lust zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr schmerzte, nichts mehr kitzelte. Komm', widersprich mir nicht! Du bist auf guten Wegen; ich hoffe, das Bessere soll folgen.«

Addrich, wie von der Wahrheit des jungen Menschen überrascht, lächelte über sich selber und wollte Einrede thun. Fabian aber mochte nichts hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als sie ins Freie hinaustraten, gab ihrem Gespräch bald andere Wendung.

43.

Böse Zusammenkunft.

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Adlersberg, auf dessen östlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein schwermüthiges, einförmiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlingslandschaft. Dort und hier stiegen Rauchsäulen auf von frisch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Morgenessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man wohl, statt der Gezelte, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Tücher von Frachtwagen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Doch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Einen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Addrich und sein Begleiter gefielen sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit einem der heitern Haufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sie sich beide weiter, um auch die Vorwachten des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und bei der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halden der Höhe bekleidete, die längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinzieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach alter Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmälig emporschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Heitersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiämtler halten es besetzt," sagte Addrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gegangen. Die Vorhut steht in der Nähe von Wohlenschwyl auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel ins Dorf."

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durchs Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwar-

zen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hintertheil des Baues schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuern Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluten der Urwelt aus den Alpen hiehergewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

„Ich wette,“ sagte Addrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, „hier ist das Nest eines heiligen Tagediebs. Wir wollen dem Waldbruder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren.“

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brodstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstücks, oder des gestrigen Nachtschmauses, andeuteten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbruders, einen jungen schlanken Kriegsmann in tiefem Schlaf.

Addrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: „Seh' ich recht, so ist's ein Schurke, der sein Loth Blei durch den Schädel mehr als verdient hat. Ich gebe dem Aase einen Fußtritt, und damit gehen wir.“

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab und rief: „Fort von der Pestilenz! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?“ Die Heftigkeit, mit welcher er die Worte ausstieß, weckte den Schläfer. Derselbe fuhr mit halbem Leibe jählings vom Lager auf und starrte, ungewisses, rathendes Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehn-

ten sich seine Mienen und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblaßtes Antlitz war durch die todtenhafte Veilchenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Addrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandelung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggänger gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen.“

„Was? Galgen?“ sagte halblaut und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne drängend, der Hauptmann, ohne seine Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wacht! Schildwache! Hilfe!“

„Menschenkind, rasest du?“ sprach Addrich: „Kennst du mich nicht?“

„Und warum überfallet ihr mich im Schlafe?“ entgegnete Gideon, indem er aufsprang, Beide mißtrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wisset, ich bin der Vorpostenkommandant, und jedes Haar meines Hauptes ist bewacht, wenn ich schon den Augenblick wehrlos bin.“

Er bewegte sich während dieser und ähnlicher Reden, ohne von Beiden je mit den Augen zu lassen, rückwärts, und gar allmälig, wie wenn es jene nicht merken sollten, gegen einen Hüttenwinkel im Hintergrund; bückte sich da rasch seitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf dessen Gehenk über die Schulter, bedeckte sich das Haupt mit seinem daneben gelegenen Hut, und drückte denselben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren,“ sprach er mit jener stolzen Haltung und Festigkeit der Stimme, worin sich das Gefühl seiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern wegen des schnöden Attentates übler Rekompens bevorsteht.“

„Hör' an,“ sagte Addrich: du arger Gesell, ich vermuthe, du hast dein Quintlein Verstand beim Mordbrand am Thunersee verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn sonst wäre keine ehrenwerthe Faser an dir. Man müßte dich dann nicht henken, sondern nur bedauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen gespannt, der dich hierher stellte, als Kommandant der Vorposten. Ein Narr muß bewacht werden, aber nicht Wacht halten; und ein Bösewicht gehört nicht unter ehrliche Leute.“

„Schweig mit deinen Insulten, du meineidiger Betrüger,“ versetzte Gideon: „oder ich operire dir die Zunge im Halse, daß sie nie wieder falsch schwören soll. Ich darf allezeit mit gutem Gewissen vor honnetten Personnagen stehen, aber du . . .“

„O ja!“ unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: „du darfst dich sehen lassen, wenn's finster ist, und darfst mit deinem Gewissen prahlen, denn es ist groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren könnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an.“

„Den Brand!“ schrie der Hauptmann auffahrend: „Daß dich hunderttausend Teufel zerrissen, denen du deine arme Sünderseele längst verpfändet hast! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Barake im Moos schickt, hast du Besseres meritirt? Meinst du,

ich lasse mir von des Satans Gaukelsack, wie du einer bist, Nasen drehen und mir pochen? Hast du mir nicht Epiphanien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!"

Addrich schüttelte den Kopf und erwiederte gelassen: "Vor deinen schwedischen Flüchen ergreift unser einer das Hasenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Nichte ist dieses Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunsch meiner sterbenden Tochter, und der Wille Epiphaniens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphaniens Willen verheißen; sie aber haßte dich von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht gewesen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenknecht und Sauhirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der bist du!"

"Gut, gut!" erwiederte Gideon hönisch: "Triumphiret, banketiret, ihr sollet euern Hochzeitschmaus mit Teufelsdreck geschmalzen finden, Nesseln im Bett und vielfüßige Landknechtsthierlein auf der Weide haben. Du sollst wissen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majestäten gesehen!"

"Ich deren auch!" versetzte Addrich: "Ich bin weit in der Welt umhergefahren, aber diesseits und jenseits des Meeres sah ich keinen verdorbenen Buschklepper und Taugenichts, auf Ehre, als dich!"

"Mit Gunst, laß die Ehre aus dem Spiel!" schrie Gideon bitter lachend: "Es fährt heutzutage manche Ehre über das Meer und ersäuft nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht euch aus dem Staube, — oder ich — hier zog er den Degen — auf Kavalierparole ich schicke euch in des Teufels Rachen hinab."

Er hatte diese Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: „Du Molch! stelle dich denn zur Wehr!“

„O mit nichten!“ erwiederte Gideon verächtlich: „dich menagire ich, denn du bist zum Hahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe.“

Addrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: „Fabian, beflecke dein Schwert nicht an diesem räudigen Hund!“

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draußen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: „Kommet! Hauptmann, heraus! Der Feind ist im Anzug! der Feind!“

44.

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruderhütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Addrich und Fabian; er befahl, man solle ihnen die Degen entreißen, und beide als Gefangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Flüchen, die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht, die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod, krumm schließen müsse; allein es hörte Niemand auf ihn. Einer überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen

Mellingen; die Stadt sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hilfe laufen. — Menge und Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauernhaufen mit neuem Geschrei: „Hauptmann heraus! Mellingen ist über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!“

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem Getümmel Drohungen gegen den saumseligen Kommandanten ausstießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Hauptmann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Haftgeld von den Zürchern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Gideon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig zurück, und auch Addrich und Fabian gelangten mit dem Strom, der zur Thür hinaus ging, ins Freie. Gideon stellte sich dem Haufen entgegen und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für eine Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Geheiß des Offiziers alle vom Lager und vom Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Renkontre und Scharmützel die Oberhand. Euch Gesellen muß man noch besser zu Gehorsam, Courage und Kriegsmanier gewöhnen.“

„Aber, Kommandant!“ rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!“

„Schweig, Lotterbub', mit deiner Insolenz!" schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal mucket, dem sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter ..."

„Gott sei bei uns!" unterbrach ihn ein Kerl, der voran stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelden zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenkomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns deinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen."

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verdrossen auseinander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton und sagte: „He, was hier, was da? Soldaten sind generaliter schlechte Pfaffen; das wißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Bechern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landsleute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir prästiren. Wir spielen Karnöffelspiel*); der Wenzel sticht Kaiser und Papst, Landvogt und Schultheiß. Vorwärts, marsch!"

Der Haufe setzte sich sogleich in Bewegung nach der Richtung, von wannen er gekommen war. Als Gideon ihm nacheilte, schoß er zuvor noch einen mörderischen Blick auf Fabian und Addrich zurück, indem er rief: „Eure

---

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in welchem die niedrigsten Karten die höchsten stachen. Der Wenzel oder Unter war der Karnöffel.

Kastigation und Züchtigung reservir' ich mir für nächste Occasion." Damit entfernte er sich nebst den Uebrigen im Buschwerk, welches den Weg zum nahen Dorf bedeckte.

Fabian steckte den Degen ein, indem er dem Hauptmann bloß mit verächtlichem Achselzucken antwortete. "Fürwahr," sagte er, "ich weiß dir Dank, Addrich, daß ich diese heilige Klinge nicht mit dem Blut des schändlichen Gauchs befleckte. Man sieht's, der Mensch ist ganz wider seinen Willen ein Mensch, und ärgert sich über das letzte, was ihm noch Gutes in einem Winkel seines Herzens behangen blieb, über die Scham vor seiner eigenen Verworfenheit. Er möchte an seinem Gewissen Verräther werden und es an den Nagel hängen. Aber es verräth ihn und bringt ihn über kurz oder lang an den Nagel. Unser Anblick nahm ihm durch das erste Entsetzen den Verstand; er fürchtete unsere vergelterische Rache, der Mordbrenner! Sahst du nicht den feigen Hund, wie er anfangs zitterte, und unserer Faust entschleichen wollte, bis er den Degen gefunden und den Rücken sicher hatte? Dann blöckte er wieder mit den Zähnen."

Addrich, der auf einem bemooseten Stein am Abhang des Berges Platz genommen hatte, und da, mit Hand und Kinn auf den Knopf des vor ihm hingestützten Degens ruhend, unverwandt nach Mellingen hinübersah, erwiederte kurz: "Laß ihn fahren! Gedanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!"

"Es wunderte mich längst, Addrich, daß du ihn in deinem Umgange, unter deinem Dache duldetest."

"Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man braucht's, wie sie. Sie hat Adler und Aasmaden. Hätt' ich Manches früher gewußt! Mocht' ihn doch auch Epiphanie lange Zeit wohl leiden."

„Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn.“

„Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gast erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand es Epiphanien erst unlängst. Nun erklär' ich mir Manches.“

„Das fromme, stille, heilige Loreli? Das ist widernatürlich!“

„Hm, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widerstreitet. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Waizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Züricher! Die Freiämterische Besatzung hat sich ohne Flintenschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzueilen und die Hand voll Züricher zu klopfen?“

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Büblikon und Wohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtleins Mellingen einige Kompagnien der Eidsgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Reiterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Addrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links, auf der Straße von Baden hinter der Stadt, den langen Zug des eidsgenössischen Kriegsheers, und selbst rechts von den Höhen des Heitersberges hernieder auf einzelnen lichten Stellen zwischen dortigen Wäldern, Waffen blitzen, Fahnen flattern.

Beide Zuschauer vor der Waldbruderhütte betrachteten in großer Stille das ernste Schauspiel. Aus dem Mellinger

Thore quollen immer neue Schaaren in die Ebene hervor, die sich dann unweit einer alten Kapelle in lange Schlachtreihen auseinander rollten.

„Was denkst du jetzt zu dem Handel?“ fragte Fabian endlich.

„Er geht, wie er soll!“ erwiederte Addrich, ohne wegzusehen: „Was liegt an Mellingen? Die Herrenknechte müssen herüber, damit wir sie fassen, drücken und hinter sich ins Wasser stürzen können. Wertmüller vermeint, daß wir schwach sind. Er wird bald stutzen.“

„Sieh hinauf, Addrich!“ rief Fabian: „sieh, die Züricher bringen den Geier mit; so sicher scheinen sie zu sein, ihm einen guten Schmaus zu rüsten.“

Wirklich schwebte diesen Augenblick ein großer Raubvogel hoch in der Luft über dem Städtlein und dem Heere.

„Dergleichen Thiere sollen feine Witterung haben,“ erwiederte Addrich, „die Zürcher in Angst dünsten ohne Zweifel schon Leichengeruch aus.“ Als er dies mit tückischem Lächeln sprach, richtete er die Augen in die Höhe und erblickte den Raubvogel, hoch über den eidsgenössischen Bannern. Da fielen plötzlich die heitern Falten seines Gesichts düster und starr zusammen, denn es kam ihm unwillkürlich einer von den Versen zu Sinn, den die kranke Eleonore einst um Mitternacht im Wahnsinn ihrer Träume gesungen hatte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel blau und weiß;
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.
Nun schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst der Aar.
Er kreis't in großen Ringen;
Aar sucht die Leichenschaar.

„Deine Geberde, Addrich, bekennt keine so freudige Zuversicht, als deine Zunge!“ sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Alten wahrnahm.

„Hm!“ brummte Jener ärgerlich, und wischte mit der Hand über die Augen hin: „wüste Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder wenn der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Mellinger Feld längs dem Waldhügel. Erkennst du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritte vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du ausrichtest!“

Addrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurde aufs höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, keck gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Renold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und seiner schwedischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrien den Zürichern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder drückten ihren Trotz durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unterdessen lösete sich aus den Schlachtreihen der Eidsgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegen zog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Renolds Schützen standen in den vordern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festen Fußes erwarten zu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirbelten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons Befehlgeschrei. Mit lautem Gebrüll stürzten die Bauern, ihr Feuer verdoppelnd, wider die Gegner an; die langen Spieße der Hinterreihe streckten sich, gleich den Zähnen eines Kammes, zwischen die Glieder der Vorderreihe weit hinaus gegen die feindliche Linie. Die schwankte, zersprang, floh und zerflatterte aufgelöset.

„Viktoria!“ schrie Addrich aufspringend vom Sitz. Sein Gesicht schimmerte glühend in der Freude. Seine Gestalt schien größer geworden, so sehr streckten sich alle Glieder seines Leibes auf. Aber bald sanken sie wieder zusammen und sein Viktoria verlor sich in einen dumpfen Fluch, als die nachjagenden Sieger jählings umwandten und in zügelloser Verwirrung zurück nach den Waldhöhen eilten. Denn die Züricher hatten mehrere ihrer Feldstücke vorführen lassen, und mit dem mörderischen Donner derselben die wilden Banden ihrer Feinde begrüßt. Als diese zurückprallten und flohen, zog ihnen, wie ein finsterer Wolkenschatten über die Wiesen, die Reiterei in getheilten Haufen verfolgend nach. Viele der Flüchtlinge wurden gefangen, viele verwundet, andere getödtet. Schlachthaufen um Schlachthaufen der Eidsgenossen löseten sich von der Heerlinie vor Mellingen, und bewegten sich auf der Straße von Lenzburg vorwärts. Von Zeit zu Zeit drang ein weißgrauer Nebelstreif abgeschossener Flinten wolkig aus ihren Reihen und verkündete der Blitz der Feuerschlünde den nacheilenden Donner.

Addrich schüttelte den Kopf und sprach: „Fabian, es ist Zeit für uns, den Rückweg ins Lager unter die Sohlen zu nehmen. Hier heißt's, wohlgeflohen, wohlgefochten! Den Gideon sollte man in eine Karthaune laden und verschießen. Wenn er nicht starken Rückhalt hatte, mußte er

mit keiner Handvoll Menschen die ganze feindliche Kriegsmacht necken wollen, der Großprahler. Wir wollen dem Leuenberg treuen Bericht geben.“

„Höre mich, Addrich,“ erwiederte Fabian: „Laß uns den Rückweg ins Moos nehmen, und, was uns daheim lieb ist, retten. Der schlimme Anfang deutet auf schlimmen Ausgang.“

„Oho, das heißt zu früh verzagt!“ rief Addrich: „Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe. Wir werden in wenigen Tagen Anderes erleben; der Letzte hat noch nicht geschossen. Du mußt den Schybi nicht mit dem Gideon, diesem dummdreisten Beller, in Reih' und Glied stellen, oder diesen Vorposten mit unserer Armee vergleichen. Die Kugel wirft nicht nur einmal, es wird wohl noch Kegel geben!“

In Fortsetzung dieses Gesprächs begaben sich Beide eilfertiger, als sie gekommen waren, zum Lager.

45.

Das Treffen bei Wohlenschwyl.

Hier waren bei ihrer Ankunft schon die bösen Botschaften vom Uebergang Mellingens an Wertmüllers Kriegsvolk und von der Vertreibung der Vorwachten aus Büblikon und Wohlenschwyl ruchbar. Die Bauern standen berathend in großen Haufen beisammen auf den Feldern. In allen Gesichtern las man Bestürzung und Sorge.

Selbst im Hauptquartier herrschte Verlegenheit; Leuenberg sprach kleinlaut, obwohl fort und fort Nachrichten vom Anwachsen seines Heeres durch frische Zuzüge einliefen. Nur Christen Schybi, lebhaft von Addrich unterstützt, hielt im Kriegsrath den erschütterten Muth der Uebrigen aufrecht,

und man beschloß, vertrauensvoll auf Verzweiflung und Uebermacht des Volks, den Kampf zu bestehen.

Man fürchtete, den Feind schon in der Nacht vor dem Lager erscheinen zu sehen. Alles blieb wach und unter Waffen. Als die Nacht aber ruhig verstrich und auch der folgende Tag — es war ein Sonntag — vorüber ging, ohne daß ein Schuß fiel, genas Alles vom ersten Schrecken; der zusammengesunkene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberg, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidsgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschützes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Karthaunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Häglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Nigelweid und Tegerig das Feindeslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachten Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen schaarten sich zusammen. Leuenberg zählte eine Heeresmacht von sechszehn- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann,

welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgesandt waren, Stellung und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberg, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds. Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergießen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begännen.

„Nichts, kein längeres Federlesen!“ rief Addrich im Kriegsrath, den Leuenberg alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen Tausend Mann, erdrückt sie, reibt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streitkräfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die Andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid ihr zu voreilig, entschlüpft der Vogel und sieht sich besser vor. Macht ihn sicher, unterhandelt, versprecht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was ihr wollt; nur schaffet, daß ich Frist habe bis Morgens acht Uhr.“

Addrich verschwendete seine Beredsamkeit vergebens für ungesäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Addrich

selbst, nebst einem andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenstillstand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, diesen Waffenstillstand zu bewirken. Oberst Wertmüller von Zürich und der Schaffhauser Oberst Rühums, die ihnen schon von weitem entgegengeritten waren, bewilligten, was sie forderten, mit großer Freundlichkeit; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und verhießen dagegen unbedingte Verzeihung für alles schon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück; auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlassenen Lager heim.

Hier aber herrschte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Entwürfe auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, dessen Heermitte in der Stirnseite über Büblikon und Wohlenschwyl zu ergreifen und das Ganze gegen die reißenden Fluthen der Reuß zu werfen. Gleichzeitig sollten weiter aufwärts die bei Villmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüstet; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenken Kriegsvolks auseinander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungsweisen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidsgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe

Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungeübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitauseud Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bedrängten Bremgarten zum Beistand.

Gerade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde am linken Ufer des Reußstroms hinauf in Bewegung, stieß er auf die rothen Schaaren des Aufstandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erstaunen und machten Halt, ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, in dessen Begleitung auch Addrich mit Fabian war, weil auf dieser Seite besonders das Schicksal des Tages entschieden werden sollte, faßte sich schneller, als sein bestürzter Gegner. Er ließ die beiden Flügel seiner Schlachtreihen ihre Spitzen vorstrecken, während die Mitte still blieb, um so den feindlichen Haufen wie zwischen einer Zange zu fassen, oder ganz zu umklammern und zu erdrücken.

Das Wirbeln der Trommeln, das Rauschen des Gewehrfeuers, der Donner der Feuerschlünde begann, ehe man sich erreichen und schaden konnte. Es schien, als legte man es darauf an, einander durch das Getöse in Furcht zu setzen, welches ringsum den Wiederhall der Berge und Wälder hervorrief. Bald hörte man auch seitwärts hinter den Hügeln, vom Dorfe Wohlenschwyl her, das Knattern der Flintenschüsse. Der träge Zeiger an der Uhr bewegte sich schneller, als das Vorschieben von den Hörnern der Schlachtordnung geschah, die der befehligende Entlibucher an beiden Seiten

seines Heeres krümmen ließ. Von der andern Seite machte die Reiterei der Züricher und Schaffhauser seltsame Sprünge, als sie einigemale abgeschickt ward, in die langsam nahenden Flügel des Feindes einzuhauen. Vom Flattern der Fahnen, Gebrüll der Schlachthaufen, Tosen der Schüsse auf allen Seiten wurden die Rosse scheu, welche, dem friedfertigen Gewerbe der Müller, Wirthe, Ackersleute und Fuhrmänner entzogen, des Lärmens ungewohnter, als die Reiter, waren. Die letztern hatten mit der Widerspenstigkeit ihrer Thiere weit schwerer, als mit der Tapferkeit ihres Feindes zu schaffen. Daher sah man die Geschwader gewöhnlich schon auf halbem Wege auseinander prallen und, einer erschrockenen Heerde gleich, zurückrennen.

Indessen schien sich in beiden Heeren, mit der Länge des Treffens, der Muth zu vergrößern; besonders, da jeder Theil auf seiner Seite weder Todte noch Verwundete erblickte, aber deren desto mehr in den gegenüber stehenden Schlachtreihen vermuthete. Schybi's Banden, die durch ihre Kriegstracht in rothen Wollhemden auf dem Grün der Wiesen einen weiten, blutfarbenen Halbzirkel zeichneten, rückten jetzt beherzter an.

„Sieh Schybi's glühende Zange!“ rief Addrich, der mit Fabian seitwärts auf einer Höhe stand, von der er die Bewegung beider Heere überschaute: „Jetzt legt er sie an, und wird die Stadtjunker garstig zusammenklemmen!“

Das Gefecht ward wilder; die Schüsse fielen schneller. Eine weite Dampfwolke, beständig vom Blitz der Feuerrohre und Feldstücke durchzuckt, breitete sich über beide Heere aus und füllte den Raum zwischen ihnen. Während dessen stieg auch seitwärts, in nicht großer Entfernung, ein ungeheurer, braungrauer Rauchschwall zum Himmel. Das Dorf Wohlen-

schwyl stand in Flammen. Wälder und Berge hallten die Donnerschläge des Geschützes wieder.

Addrich stand in schwerer Erwartung, ohne Bewegung, den Blick starr auf die weißlichen Nebel des Pulverdampfs und die Rotten der Kämpfenden gerichtet, welche von Zeit zu Zeit dazwischen augenblicklich sichtbar wurden und wieder verschwanden. Er empfand in dem gellenden Getöse ein Ohrenklingen, dessen Ton ihn an Eleonorens Stimme mahnte, wenn sie im kranken Traum sang, und unwillkürlich erinnerte er sich mit heimlichem Grausen der Worte:

Sie ziehn den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück;
Vor gehn nun Feuerwogen,
Der Blutstrom geht zurück.

In der That, der Bogen oder die glühende Zange des Entlibuchers war gebrochen und zwar durch Wertmüllers Karthaunen und Feuerschlünde. Schybi's Heerbanden waren durch ihre eigenen Bewegungen in einander verwickelt worden, unterdessen Wertmüllers Schlachtlinie stillstehend unveränderte Ordnung behalten hatte. Die Stückschüsse der Zürcher und Schaffhauser schlugen daher verheerend in die dicken, zusammengestoßenen Haufen der Bauern ein, und diese beim Anblick der Verwüstung und des Todes flohen mit panischem Schrecken auseinander. Als links und rechts die übrigen Schlachthaufen des Aufstandes hinter sich Aecker und Wiesen mit unzähligen Flüchtlingen überstreut sahen, wandten auch sie den Rücken, doch mit geringerer Gefahr, als die Zerstreuten; denn diese wurden von den feindlichen Reitergeschwadern verfolgt, niedergehauen, gefangen. An beisammen gebliebene Heerbanden wagten sich die einzelnen umherjagenden Reiter nicht, und von der unbehilflichen Masse des Fußvolks ihrer Ueberwinder hatten die Eilfertigen

wenig zu fürchten. Auch verfolgte Wertmüller seinen Sieg nicht weit, indem er entweder vor der Schwerfälligkeit seiner Schaaren oder vor einem Hinterhalt des Feindes Scheu trug.

Das Treffen hatte beinahe drei Stunden gedauert. Wohlenschwyl, einzelne Höfe und Wohnungen, wo man sich geschlagen hatte, standen in Flammen. Sieger und Besiegte kehrten in ihre vorigen Lagerstätten zurück.

Indessen Fabian, mit wenigen Gehilfen, seinen menschenfreundlichen Beruf an Verwundeten übte, durchstrich Addrich finster die ganze Strecke des Feldlagers und fand überall Verzagtheit und Schrecken der Bauern. Sie berathschlagten in großen Haufen, was zu thun sei? Viele verzweifelten am Gedeihen des Unternehmens, an der Möglichkeit des Widerstandes. Andere meinten, man müsse die Hände noch nicht in den Schoos legen; der Riß wäre klein und ginge noch nicht bis zum Nothknopf. Doch keiner der Hauptleute wagte mehr zu befehlen; nirgends ward Gehorsam verlangt oder gegeben. Addrich schalt die Feigherzigen; aber seine heisere Stimme ward kaum verstanden. Jeder dachte, wie er sich selber helfen müsse.

Spät Abends kam Addrich zu Leuenberg ins Hauptlager, wo die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Fast ist guter Rath theuer!“ sagte Leuenberg: „Rede, Mooser, du triffst immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt,“ erwiederte Addrich ärgerlich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Memmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten.“

„Beim Sanniklaus, Mooser!“ rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junkernlager vor Mellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erstürmen, und niedermetzeln, was drin lebt.“

Addrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haderte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in die Nacht. Man beschloß, den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß während der Nacht viele Bauern einzeln das Lager verlassen und den Weg in ihre Heimathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemman aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidsgenossen begeben hätten, wohin von Zürich auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolk so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückshafen voll!“ rief Addrich erboset, als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist Alles aufgelöset, und daran ist dein Hasenherz Schuld, Leuenberg. Warum ließest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt säßen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen! Nun aber kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz, zum Kreuz.“

Leuenberg antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesammt zur Hölle!“ schrie Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernerbietern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim.“ Damit entfernte er sich. Leuenberg erblaßte; Addrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Zornfeuer dunkelroth. Er drückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Sack, wie er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?“

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!“ sagte Leuenberg mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!“ schrie Addrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die Männer aus Saanenland haben Mark in den Knochen!“ Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerde solle gütlich abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäck in Reih' und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern

Seite, weit entfernt von Unterwerfung, sich zum bewaffneten Zuge nach ihren heimathlichen Gebirgen rüsten.

Noch pflog Leuenberg mit den übrigen Häuptern Rathes, als die Bauern schon vor seinem Quartier die weiße Fahne aufsteckten und durch einige Kanonenschüsse den Eidsgenossen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Bampf.

„Brich auf! auf!“ rief Addrich seinem jungen Freunde zu, als er diesen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfthätig zwischen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: „Quäle diese armen Sünder nicht länger mit deiner Kunst. Selig sind die Todten!“

Fabian erwiederte, ohne aufzusehen: „Dein Feierabend, Addrich, ist vorhanden; nun beginnt meine Arbeit. Ich verlasse diese Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.“

„Gib dir nicht die Mühe, Bursch,“ sagte Addrich, „Gottes Ebenbilder ausflicken zu wollen. Du hast im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, laß ihren armen Seelen die Thore offen, durch die sie zur ewigen Freiheit entrinnen können. Komm, all' unsere Helden laufen davon, und denken: weit vom Geschütz gibt alte Kriegsleute! In wenigen Stunden wirst du mit Raben und Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!“

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweiflung über sich selbst belustigen zu wollen schien. Fabian ant-

wortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehrern Gehülfen umringt, setzte er sein menschenfreundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Alten und sagte: „Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizerland aber hat keine Freistatt für dich, flüchte über den Rhein.“

„Tropf!“ rief Addrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: „Ein freier Mann hat überall seine Freistätte. Ich und der Tod fürchten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinaus ins Moos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Loreli's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphanien Recht, bei mir über Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurückkehren. Ich scheide von euch; frage Keiner mehr nach mir.“

„Das ist böser Ausgang!“ seufzte Fabian und verdoppelte seinen Schritt, denn der Alte ging scharf: „Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden Rache nehmen und auf ihren Richtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen.“

„Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel,“ versetzte Addrich, „und diesmal war's der Leuenberg, an dem selbst der Name unehrlich ist, weil er lügt. Der Haas kann Männlein machen, und bleibt doch ein Haas. Er hat uns Alles verdorben. Freß' er nun, was er sich einbrockte! Gib Acht, der wird ganz gottesfürchtig zwischen Pfaffen

und Scharfrichtern sterben. Ganz recht! Auf dem Wahlfeld eine Kugel durch den Kopf hätte nur eine neue Lüge in die Welt gebracht, und das alte Weib in Hosen zum Freiheitsmärtyrer gestempelt.«

»Wenn du ihn kanntest, Addrich, warum hieltest du mit ihm?«

»Weil man auch mit Koth mauern kann, wo der Kalk theuer ist. Aber vorwärts, wir Beide haben Eile. Ich muß mein Wort lösen und dich deinem jungen Weibe wieder einhändigen. Magst von Glück reden, daß du nicht schon an einem Mäggenwyler Apfelbaum hängst; Bolzen und Scheibe waren nicht mehr weit von einander. Es verlautet unter den Bauern allgemein, ein Doktor habe dem Wertmüller Schybi's Plan verrathen, und den Anschlag auf Mellingen vereitelt. Schybi nannte geradezu dich, bis ich ihm bewies, daß du mich nie verlassen habest. Ich denke, Gideon, der niederträchtige Prahlhans, hat das ausgestreut.«

In diesen Gesprächen eilten Beide unter dem Felsen vorüber, auf welchem die Gemäuer des Schlosses Lenzburg ruhen, über Aecker und Matten gen Seon. Die Sonne war längst unter, aber noch glimmte der Saum einiger Wolken vom Abendroth hinter den Solothurner Juragipfeln. Der Himmel war schwarzbehangen. Im Westen sah man Wetterleuchten, worin plötzlich die Umrisse der schwarzen Zacken und Zinken des Gebirgs heller hervortraten und verschwanden. Einzelne Windstöße verkündeten den Anzug des Gewitters und durchströmten die Wälder umher, daß sie wie fallende Bergströme brauseten.

Das Gespräch der nächtlichen Wanderer verstummte endlich, als sie hinter Seon den steilen Weg zur Bampf hinaufstiegen. Addrich murmelte zuweilen im düstern Selbst-

gespräch unverständliche Worte. Fabian war im Geist bei Epiphanien. Es schienen ihm sechs Jahre, nicht sechs Wochen, seit er sie nicht gesehen. So oft er der Trauung in der Kirche von Kulm gedachte, durchdrang ihn ein wunderbarer Schauer. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Epiphanie sein anvermähltes Weib geworden. Aber je näher er der Höhe des Berges kam und der Gegend, wo er die schönsten und schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gefunden hatte, je ungestümer und bänger ward die Sehnsucht des Jünglings. Er vergaß die trauerreichen Geschichten des Tages; er fühlte die Wildheit des Wetters nicht; seine Seele war bei Epiphanien.

Es herrschte schon so große Finsterniß, daß Addrich selbst den wohlbekannten Weg einige Male verlor, und seinem Begleiter von Zeit zu Zeit zurufen mußte, damit sie beide nicht von einander getrennt wurden. Blendende Blitzstrahlen, in deren falbem Schein unter ihren Füßen das weite Thalland mit Dörfern, Hügeln, Seen, Wäldern jählings aus der Tiefe der Nacht, wie ein Traumgedanke, auftauchte, vermehrten das Dunkel. Sturm und Schlagregen fuhren ihnen immer heftiger ins Gesicht, je näher sie zur Bampfhöhe gelangten.

„Ist's doch, als wollten alle Elemente den Weg ins Moos verrammeln, oder uns zurückjagen!“ sagte Addrich.

Fabian erwiederte: „Mir wird bänger ums Herz, je näher wir der Heimath kommen. Ich bin nicht abergläubig, aber was kann in so vielen Wochen geschehen sein, da wir in der Ferne umhergezogen sind? Addrich, ich fühle mich schwer beklommen. Himmel und Erde stehen wider uns, als wollten sie wehren oder warnen.“

„Vielleicht ist sie schon zur ewigen Ruh!“ seufzte Addrich.

„Wie?“ schrie Fabian erschrocken und blieb stehen; „warum sagst du mir das? Weil der Halmenkranz vor der Kulmerkirche auseinander fiel? Weil Epiphanie daraus Böses deutete? Epiphanie gestorben? Warum redest du so abscheuliche Dinge, wenn sie dir nicht ernst sind?“

„Komm!“ rief Addrichs Stimme in einiger Entfernung.

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?“ fragte Fabian.

„Ueberall den Weg zum Tode!“ war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Hollah!“ rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!“ Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit Entsetzen seitwärts ein ängstliches Stöhnen vernahm. Im ersten Augenblick glaubt' er, Addrich sei erschlagen. Er fühlte, die Haare seines Hauptes regten sich im Entsetzen aufwärts. Sein Entsetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und sie klang ihm, wie Epiphaniens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüsche der Bampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Ahorn saß mit gefalteten Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erscheinung des gewaffneten Jünglings im Blitzglanz erschrockener noch, als vor dem Blitz selbst, zurückprallte und einen Schrei ausstieß.

„Ist dir Unglück widerfahren?“ fragte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ seufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte sind erschreck-

lich. Nun hab' ich den Tag seines Zorns erlebt. Ich will ja Buße thun mein Leben lang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und seine Gnadenpforte nicht ewiglich verschlossen ist."

"Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!" tröstete Fabian.

"Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerstörend, wie der Würgengel, der die Erstgeburt Aegyptens schlug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Mellingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Züricher schonen des Kindes nicht im Mutterleib. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig." So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß die Furcht den Verstand des Weibes zerrüttet habe, und sagte: "Weib, komm mit unter ein Obdach."

Sie aber fuhr fort: "Wir brauchen eine Obrigkeit, wie das liebe Brod. Wir begehrten ja nur, daß man mit uns armen Leuten umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der Herr Pfarrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, und die Männer hätten es besser verstehen sollen, als wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück da; wer kann der Rache Gottes entfliehen? Er geißelt die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!"

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Bampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner dröhnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch flutheten, mit wiederkehrender Finsterniß, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilest du?“ sagte Addrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?“

„Es ist eine Verlassene,“ antwortete der Jüngling, „die wahrscheinlich den Weg verloren hat.“

„Richte dich auf, Weib,“ rief Addrich: „wir geleiten dich in eine nahegelegene Hütte.“

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Addrichs im Moos,“ erwiederte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Stätte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte: „Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich, wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei armen Waisen. Kommet

ihr aus der Mellinger Schlacht? Ich bin die Käthi Gloor
von Seon. Habet ihr nicht den Karli Marti Gloor, Anken-
Joggli's, gesehen? der war mein Mann. Wie ich von
Aarau heimkehrte, spät Abends, sah ich viel Flüchtende.
Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in
die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von
ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl,
wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Ge-
wissen ist das beste Wohlleben.«

Ein Wiederschein des Blitzes machte plötzlich Tageshelle
um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erd-
boden auf und schrie entfliehend: »Jesus, mein Heiland,
das ist der Addrich selber! Hebe dich weg, du Mensch
des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet,
wie Kain. Kehr' um, flücht' in die Berge und Wüsten;
dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus
um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott sei deiner
armen Seele gnädig!«

Sie entfernte sich mit diesen Worten immer weiter in
der Finsterniß. Aber durch Wind und Regen hörte man
noch lange ihre Stimme unverständlich schallen, bis sie in
größerer Ferne erlosch.

Addrich stand schweigend und bewegungslos unter dem
Dach der Ahornzweige, erschüttert von den verworrenen
Reden des Weibes, die er mit Bangigkeit erwog. Fabian
lehnte nachdenkend Arm und Kopf an den Stamm und
fragte endlich halblaut: »Hast du dies Weib verstanden?«

Addrich blieb stumm. Die Wetterwolken blitzten seit-
wärts. Die schwarze Himmelshülle zerriß und ließ Mond-
glanz durchschimmern, um Licht genug zu geben, die Ein-
öde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Hast du dies Weib verstanden?“ fragte Fabian ängstlicher und noch leiser. Der Alte stand in sich gekehrt, stumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein schwarzer Menschenschatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unaussprechlichste Seelenangst, Addrich!“ sagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann hastig gegen den Alten, ergriff ihn und schrie: „Komm', komm' hinab! Es hat sich ein Unglück begeben!“

„Laß die Wahnsinnige, wir würden sie vergebens suchen!“ sagte Addrich mit tonloser Stimme. „Gehen wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein.“

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengesetzten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fußweg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Wiesen hinab zum Moos, unsichtbare Pfade.

47.

Die letzte Nacht im Moos.

„Alter, wohin rennst du?“ rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Tiefe den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg- und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein.“

„Die Nacht ist finster!“ erwiederte Addrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge

dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen." Addrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hinzu: "Fabian, ihr Lämplein erloschen!" Diese Worte sprach er langsam und hauchte sie nur leise vor sich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungestüm fort. "Laß uns höher steigen, höher, Addrich; in der Höhe am Waldsaum verfehlen wir das Gebäude nicht!"

"Geduld, Fabian, die Nacht ist dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entrinnen; aber Hast und Eil' verfehlt auch beim hellen Sonnenschein den Kirchthurm."

"Addrich! es jagt mich eine Höllenangst, Addrich! Witterst du nichts? Es weht mich an, wie Meilergeruch. Spürst du nichts?"

"Das weht herüber von den qualmenden Motthaufen, Fabian, vom frischen Landaufbruch, wo Baschi Dornen und Graswurzeln brennt."

"Alter, ich denke immer an des Weibes Reden. Hast du sie verstanden?"

"Was willst du, Fabian? Sei still! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht."

"Wir wandern zu hoch, Addrich. Das ist kein Fensterschein! Wie Irrlichter seh' ich's hüpfen."

"Fabian, du hast helle Stimme. Ruf' an! Es mag meiner Knechte einer sein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald sucht."

"Halt! halt! Addrich!" schrie Fabian mit Entsetzen und hielt den Alten: "Schlag' deine Augen auf. Hier ist Waldweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte."

„Ich gewahre nichts!“ erwiederte Addrich eintönig. „Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?“ —

Fabian senkte schaudernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und stammelte: „Unglückseliger Mann!“

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aufsprühten, oder kleine Stellen licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmerschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Wiederschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tückischen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Addrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Berghöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innerliches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?“ sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwermüthige Einbildung, daß das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Malefizgericht gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf

dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algierer in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrst; ich lache, und verachte den Koth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr hin!« — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

»Aber warum mir das?« fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: »Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ist's Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß in meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleich gestellt. Ich habe Segen gestreut, und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verruchte Willkür zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden. Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reißenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreißest du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Loreli! Loreli!«

Hier verflossen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Strombrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klage und Hader des Alten mit dem Schicksal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen wahren Stillstand alles eigenen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Addrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!“ rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?“

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; stieß einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalde aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphaniens Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Dürrenäscher Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht stören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Aber er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit weicher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen

das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halden, wie ein blendend grünes Luftbild schwamm. Und in dem Bilde bewegte sich um einen Holzpfeiler der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Aenneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Aenneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß von Addrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlornen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moose Alles, was war; schlug Addrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete mein Leben in den Wald. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geflüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walti ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben.“

„Und Epiphanie?“ rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Loreli's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!" antwortete Aenneli: „Wißt Ihr, wie der Halmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Faneli's Wort beim Abschiede? O mein Lebtage vergess' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnißtage sind fröhlicher. Wär' ich nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut' lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

„Und Epiphanie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiederte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Wäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von Niemandem gesehen worden. Niemand hatte sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Faneli war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Addrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Aeschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich von ihren Thüren hinweg und riefen: Poch' an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus

ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Belialsmagd! Hexen-Aenni!“

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch Mutter Walti, die Eigenthümerin derselben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indessen vergaß sie über ihr Leid die Sorge der Gastfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, so wie Addrichs gewesene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgenessen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchsuppe und dem rauhen Brode, durch Aenneli's Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigste blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringer Bedeutsamkeit war. Er hörte, daß Addrichs Tochter schon seit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als sie sein verdorbenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor sich gelassen hätte. Er hörte, daß sie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei seinem Abschiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit sich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphanien in der Kirche zu Kulm trauen zu lassen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß die Ueberraschung und Trauung ihr Werk, ihr letzter Wunsch gewesen sei vor dem Sterben. „Ohne diese Ueberraschung,“ hatte sie gesagt, „würdet ihr beide, ich kenne euch, noch lange

nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden sein, und Gideons Ruchlosigkeit hätte Macht über euch beide behalten, vielleicht euch ewig zu trennen.“

Eben so berichtete Aenneli, wie Epiphanie seitdem nie wieder frohes Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlassen hätte. Dieser wäre am zwölften Tage nach der Abreise Addrichs erfolgt, ein ruhiges Entschlummern gewesen. Niemand wäre aber, außer den Bewohnern des Mooses, dem Sarge der Verstorbenen zur ewigen Ruhestätte nachgegangen. Selbst als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte sich, außer Pfarrer und Sigrist, Niemand angeschlossen. Jeden Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit frischen Blumen zum Grabe der Schwester hingewallfahrtet, bis sie nicht mehr zurückgekehrt sei.

Fabian, um sich das Verschwinden seiner jungen Gattin zu enträthseln, hatte auch Raub und Entführung geargwohnt; abwechselnd bald seinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einst auf der Bampf so viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald gegen den Hauptmann Renold, dessen Leidenschaft für Epiphanie, dessen Gewaltthätigkeit er kannte, dessen ausgestoßene Drohungen ihm in frischer Erinnerung lebten, und die, vom Entsetzen des bösen Gewissens, welches Gideon in der Waldbruderhütte nicht verhehlt hatte, schreckliche Glaubwürdigkeit empfingen. Da erinnerte er sich der damaligen Worte des Schweden: „Du sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe!“

„Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!“ dachte Fabian schaudernd in sich: „Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er sie nicht schon in seinen Klauen hatte.“

Er forschte nun mit hundert Fragen an Aenneli, ob sich der Hauptmann nach Addrichs Abreise nie im Hause gezeigt, ob man nicht dort, oder im Moose, oder ringsum in der Gegend, unbekannte, verdächtige Leute gesehen habe.

„Nein,“ erwiederte das Mädchen: „nie, als am gestrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken flink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entsprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie alles brannte und Baschi mit blutigem Gesicht in den Wald floh, und mir begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — sagte er: allesammt wären es Fremde, aber er glaube sogar den Schweden bei ihnen gesehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübschen Hauptmann offenbar Unrecht, der uns so lieb war, den wir ja auf den Händen getragen haben. O, wär' er nur erschienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, alles würde noch ungeschehen sein. Nun aber . . . o, wie wird der Addrich sein graues Haar über Loreli's Grab, über dem Schutt seines Hauses zerreißen, wenn er lebt, wenn er das Erschreckliche mit seinen wunden Augen schauen muß!“

Lange noch klagte und jammerte Aenneli erzählend fort. Fabian achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baschi den Schweden im Gewühl der mordbrennerischen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Gideon Renold sei Anstifter des Gräuels gewesen. Er sprang auf und wollte den verlassenen, greisen Addrich suchen; er wollte weit um nach Spuren Epiphaniens spähen; er wollte dem Hauptmann Renold nachspringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vor-

säze drängten sich ihm durch einander, und jeder schien zur Ausführung dringender, denn die andern, aufzufordern.

„Aber ich,“ schrie das junge Mädchen kläglich, und warf sich, ihn mit Angst umklammernd, an seine Brust, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: „aber ich, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja Niemand mehr.“

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: „Wähle den Weg gen Aarau; bringe dem frommen Dekan Nüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!“

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

48.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Moos. Ihn rief das Mitleiden für Addrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulders zu brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Epiphaniens Loos hatte in der Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindlichen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Addrichs

Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unstät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt gehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen, und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon hauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormals die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen getreue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Addrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian emsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Moos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Addrichs runden, hochgespitzten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauder hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Calvarienberge seines Leidens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußweg bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Teufenthaler Hütte, wie Addrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Nichte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Däm-

merung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingange des Kirchhofes still lauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greises, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Addrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah halb träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

„Es schläft sich bei den Todten süß!" sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von neuem an. Addrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verblichenen Blumen sammelte und bewahrte, die Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gehabt hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Addrich hielt einen todtenhaften Schlaf von bei-

nahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitleidens bewachte, hatte indessen die traurige Muße mit Säuberung des verwüsteten Reisegewandes und Nachforschungen über die Ereignisse im Moose, so gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten bestätigten den schrecklichen Verdacht, das Hauptmann Gideon Renold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranstaltet habe.

„Ich bin reisefertig!“ sagte Addrich: „Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderlich:

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus;
Das Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtsein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir Fabian, fürchte nichts. Du bist treu geblieben; darum erfüll' ich meine Verheißung, und scheide nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon ist mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich setz' ihm die Degenspitze aufs Herz; er soll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann soll Feierabend schlagen. Komm!“

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß sich der Schlachthaufen der Oberländer, etwa zweitausend Mann stark, nach der Gegend von Langenthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberg mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Addrich und Fabian ebenfalls den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Tagreise, denn Addrichs Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammensinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist ver-

wandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schybi mit den Entlibuchern, bei Root am Reußpaß Gisikon, sieghaft gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Krebsinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheuer war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzer, Unterwaldner und Zuger geweigert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberg und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Addrichs Neugier und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nicht. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiederung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgendes Tages. Beide waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Rebhägen der Matten, schweigend neben dem Dorf Herzogenbuchsee vorüber gegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin sollte sich Leuenberg gewandt haben. Als sie aber vor Herzogenbuchsee auf das Feld kamen, erblickten sie dort schon einzelne Schildwachten der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor sich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgestellt. Fabian erschrack; Addrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauspiel und setzte gelassen seinen Weg gegen die feindlichen Schlachthaufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit seinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorsprengte, weil ihm die Schildwachten gesagt hatten, es sei leer von Rebellen. Aber schon bei den ersten Häusern empfing ein

so mörderisches Feuer den General und seine Begleiter, daß sie in stürmischer Eile zu den Ihrigen zurückjagten. Während Fabian seitwärts sprang, schritt Addrich gelassen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian suchte ihn sogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefste Stille geherrscht hatte, war plötzlich mit einigen Tausenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären sie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geschlossenen Haufen drangen sie hervor, dem Feinde entgegen.

Mit Ungestüm warfen sie sich auf die Vorhut der Berner und trieben sie zurück, während Erlach langsam seine Streitmassen entfaltete. Nach einer Stunde sahen die Oberländer nicht nur vor sich, sondern auch links und rechts über die Wiesen lange blaßgraue Streifen von Pulverdampf, in denen sich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten sich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und setzten das Gefecht mit Wuth fort. Endlich auch hier fast von allen Seiten umzingelt und zusammengedrängt, eilten sie wieder hervor, den Rückzug ins Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten sie dem Sieger streitig. Von Hag zu Hag war Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häusern, zerstreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten sie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete sich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhaben gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Brustwehr diente. Andere wandten sich langsam, in voller Ordnung, stets schlagend, gegen den Wald. Andere liefen, zerstreut, fechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüsche und Wiesen von Oenz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umstände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den verlornen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt, ohne Unterschied an Freunden und Feinden geübt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr, weder von Verfolgern, noch Verfolgten. Aber seitwärts, hinter niederm Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickicht, dem Klageton nach, und erblickte jenseits desselben, am schilfigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegsmann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Besteck, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlt's?“

„Zum mindesten nicht an Courage!“ erwiederte der Kriegsmann und wandte den Kopf, um dem Frager zu sehen. Fabian erschrack, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?“ rief er voller Bestürzung und Zorn, setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mitleidig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm!“

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für Deinesgleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab.“

„Zeig' mir deine Wunden!“ versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, netzte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Besteck auseinander.

„Kömmst post festum, Herr Medikus!“ rief Gideon: „Hab' die Pillen schon aus Büchsenschmieds Apotheke empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret ihr unterdessen am Schnellgalgen.“

„Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!“ sagte Fabian: „Laß dich untersuchen.“

„Mit Gunst, bleib' mir vom Hals!“ erwiederte der Verwundete: „Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus; denn ich hielt den welschen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorreichern Ausgang meritirt. Aber der Feind hatte uns mit Trafiquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut' schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolk und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte nach lange nicht Viktoria schießen können. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen: an verständigen Kriegsräthen und wohlobservirter Disciplin.“

Fabian, der unterdessen Gideons Wamms geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte! „Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Odemzüge mehr zu verschwenden.“

„Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Aventurirer!“ sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Lein-

wand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: „Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergesäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massakrirt.“

„Schweig' mit deinen Prahlhansereien, Renold;“ rief Fabian: „Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!“

„Was fürchten? was?“ entgegnete Gideon: „Ich habe andere Majestäten gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit desiderirt habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegsmann geblieben sei.“

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhle des Allwissenden; bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch ....“

Gideon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria ... Alles vorbei.“

„Bekenne, du hast Epiphanien aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast ...“

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Possen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!“ rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loos enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Läugne nicht! Versöhne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfs?“

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist ... nescio ...“

„Nenne, Gideon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!“

„Nescio,“ antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelnd sein Rufen. Gideon antwortete nicht mehr. Da trat der Frager schaudernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des Entsetzens, Unwillens und Mitleidens. Wie er in düsterer Ueberlegung da stand, mit gefaltenen, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke, unter finster zusammengezogenen Augenbraunen, auf das, noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten geheftet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiher, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lange vermißten Addrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!“ sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?“

„Gottlob,“ rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammenführt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Mühe und hielt dich schon für verloren, gefangen oder getödtet.“

„Leere Sorge,“ versetzte Addrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht. So muß ich über die Erde wandern, wie der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wich nur den Klauen der Berner und ihrer Henkersknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?“

Fabian zeigte stillschweigend auf Renolds Leichnam und beobachtete Addrichs Miene, um zu erkennen, welche Empfindungen dieser traurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Addrich trat langsam hinzu und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte. Zuweilen brummte er ein „Hm, Hm!“ in sich hinein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. — Nach einiger Zeit murmelte er mit halblauter Stimme:

„Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein.“

Fabian erschrack und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laß uns von hinnen eilen, Addrich!“ rief er: „denn für uns ist keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!“

49.

Rettung.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit sich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Rast, Weg und Steg weder meidend noch suchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Aarstrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemischten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Gespräch, das er mit Gideon Renold gehalten;

dann entwarf er Pläne, wie sie durchs Münsterthal oder die österreichischen Waldstätte am Rhein gen Frankreich oder Deutschland entkommen könnten, und wie er, sobald für Addrich geborgene Zuflucht gefunden sein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur suchen wolle. Addrich schien das Alles kaum zu hören, und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja“ oder „Nein“ oder „Wohl möglich“ vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu stellen, als aus Lust an Unterhaltung.

Wie sie Beide nach einer Stunde durch ein stilles Wiesenthal hervortraten, erblickten sie das Ufer der Aar, und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben flickte ein junger Mann ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Ueberfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhieß. Jener betrachtete Beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!“

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Aare, rüstete ein Schifflein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist euch zu rathen, so fahrt stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist euer Freund nicht.“

„Du bist ein Ehrenmann!“ sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht hadern. Du wirst mit uns zufrieden sein.“

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß ihr mich am Staad gefunden!“ erwiederte der Schiffer:

„Ich setze meinen Kopf daran, du heißest Fabian ab der Almen, und der Alte dort, Addrich der Mooser. Jesus Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenberg so sehr, als euer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Olten im Leuen Nachricht von euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannt euch beide augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat euch aufs Haar genau konterfeit.“

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, pochte ihm doch das Herz bei diesen unerwarteten Botschaften gewaltig, nicht minder aus Besorgniß für Addrich, als sich selber, da man ihn überall als dessen unzertrennlichen Gefährten im Aufruhr gesehen hatte.

Der Schiffer bemerkte Fabians Unruhe und sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten und die Stadt-Hechte fangen wollten. Seitdem hielt ich mich aber im Staad mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht bei Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und euch beschrieb, und was für euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängstigten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein. Das Schifflein glitt rasch mit dem Strom dahin.

„Es soll dich nicht gereuen!“ sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold, wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt.“

„Nimmermehr!“ entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächtlicher Weile ist mit dem Strom übel spaßen. Soll's aber gelten, so geleit' ich euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base ins Iffenthal. Da seid ihr geborgen, besser als in Abrahams Schoose. Und eh' der Tag kömmt, bin ich wieder am Staad.“

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte endlich dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Kahn befestigte. Dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Aecker, bis in die Nähe eines Dorfes an der Landstraße gen Olten. Hier ward eine Stunde unter freiem Himmel gerastet, um sich mit Speise und Trank zu stärken, dann der Weg ins Gebirg genommen. Es ging durch Thäler und Hügel, Tannenwälder und Schluchten, bergauf in allerlei Krümmungen bei dunkler Nacht. „Bist du des Weges kundig?“ rief Fabian dem Führer zu, der immer die kürzesten, aber nicht bequemsten Richtungen nahm. — „Hui!“ antwortete jener lachend: „den fänd ich blindlings. Zwei Jahre lang bin ich ihn gelaufen, wenn ich bei meinem Seppli zu Kilt ging; jetzt noch allwöchentlich, seit es mein Weiblein

geworden. Freilich hätt' ich's lieber am Staad bei mir; aber so lange wir kinderlos sind, muß es im Haus der alten Mutter bleiben und schaffen." *)

Nach zwei langen Stunden erreichten die Wanderer um Mitternacht eine einsame Hütte. "Hier sind wir zur Stelle!" rief der Schiffer: "Aber drinnen liegt Alles im Schlaf. Wartet, ich will das Seppli wecken." Er schwang sich am Hause auf eine Holzbiege und verschwand in einer fensterartigen Oeffnung des Estrichs. Nach geraumer Zeit ward es im Innern der Hütte laut; es schimmerte Licht; die Thür ward geöffnet, und mit brennendem Kienspan in der Hand zündete der Schiffer seinen Freunden in eine enge Stube hinein. Ein junges, hübsches, halbbekleidetes Weib, darauf bald auch ein altes Mütterchen, traten herein, hießen die Fremdlinge willkommen und bedauerten, ihnen für die Nacht kein besseres Lager, als auf Ofen und Bank, anweisen zu können. Dankbar entrichtete Fabian dem braven Schiffmann seinen verheißenen Lohn. "Nun denn," rief dieser, nachdem noch Vieles über geheimen Aufenthalt und über mancherlei nöthige Vorsicht verhandelt worden war, "dem Hungrigen ist bald gekocht, dem Müden leicht gebettet. Ihr seid ins Trockene gebracht. Wartet geduldig, bis der Sturm ausgetobt hat. Gelobt sei Jesus Christ!"

Fabian, froh, sich und den Oheim Epiphaniens in Sicherheit zu wissen, bequemte sich ohne Mühe in die

---

*) Die nächtliche Heimsuchung der Geliebten von den Jünglingen, der Kiltgang, ist, wie in andern deutschen Gebirgsländern, noch jetzt in der Schweiz Sitte; eben so auch ist noch häufig, daß ein vermähltes junges Paar, zumal wenn es unbemittelt oder kinderlos ist, getrennt bei den gegenseitigen Aeltern wohnt.

ärmlichen Verhältnisse der Berghütte und fand, wie in dieser Nacht das Lager auf der Holzbank, so in den folgenden die Ruhestätte auf dem Heu, desgleichen die Bewirthung mit den einfachen Erzeugnissen der Heerde, unendlich köstlicher, als den Aufenthalt in einer Felshöhle, an den er schon in der ersten Angst gedacht hatte. Die Flüchtlinge hätten kaum ein angenehmeres Asyl wählen können, als die hohe, grüne Einöde, in welcher Monate lang kein fremdes Gesicht gesehen ward, und wo die beiden gutmüthigen Weiber mit einem alten Knechte in Gastfreundschaft gegen die Unglücklichen wetteiferten. Das Bergthal, zwischen den beiden Jurapässen des Hauenstein gelegen, trug seine eigenthümliche wilde Anmuth. Zu beiden Seiten schwollen die alpenartigen Wiesen gegen die nahen Felsenkämme des Gebirgs auf. Im Hintergrunde hing malerisch ein armseliges Kirchlein am Berge, hoch über einem furchtbaren Abgrund. In der Nähe desselben bildeten wenige beisammen liegende, elende Hütten und einzeln im Gebirg umher zerstreute kleine Berghöfe die Gemeinde.

Während Addrich in dieser Einsamkeit die einsamsten Stätten suchte, Tage lang auf einem verwitterten Felsblock des öden Bergrückens unbeweglich da saß, selten sprach, und dann nur still grollend mit der Weltordnung oder schreckhafte Dinge ahnen lassend, schweifte Fabian ungeduldig durch das Gebirg. Gequält durch den schmerzvollen Gedanken an Epiphaniens Schicksal, ward ihm der Müßiggang und die einfache Lebensweise bald unerträglich. Er würde schon nach der ersten Woche das Iffenthal verlassen haben, um seine verlorne Gattin aufzusuchen, selbst mit Lebensgefahr, hätt' ihn nicht eine geheime Bangigkeit um Addrich oder die Menge der Schreckensbotschaften zu-

rückgehalten, welche jedesmal der treue Schiffmann brachte, so oft derselbe im Thal erschien.

Wöchentlich gab dieser neue Berichte von der Strenge und Grausamkeit, mit welcher die Obrigkeiten gegen die besiegten Rebellen verfuhren; wie tägliche Verhaftungen erfolgten und jeder Verdächtige angehalten würde. Fast sämmtliche Häupter und Rädelsführer der Empörung lagen schon in Kerkern und Ketten. Leuenberg war zu Trachselwald von einem seiner eigenen Helfershelfer und Nachbarn, Hans Bierri, verrathen, nächtlicher Weile aufgehoben und nach Bern geschleppt worden. In Zofingen ward ein Blutrath von fünfzehn Personen niedergesetzt, die Eingefangenen zu beurtheilen, die Schuldigen abzustrafen. Christen Schybi, im Entlibuch entdeckt, wurde nach Zofingen gebracht, verurtheilt und in Sursee, mit drei andern Spießgesellen, enthauptet. Adam Zeltner, der kluge Untervogt von Buchsiten, empfing in Zofingen den Todesstreich vom Schwert des Nachrichters, ungeachtet sich der französische Botschafter, Herr de la Barde, aufs dringendste für das Leben desselben verwendet hatte. Ulli Schad ward vor dem Steinenthor bei Basel mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht, während sechs andere seiner Aufruhrgenossen, sämmtlich sonst achtbare Greise, alle mit grauen Köpfen und weißen Bärten, daselbst durchs Schwert hingerichtet wurden. Gleich trauriges Schicksal erlebte Leuenberg, dem nur unter der Folter Geständnisse erpreßt werden konnten; eben so sein ehemaliger Geheimschreiber Brömmer, und mancher Andere zu Bern. Ein Schmied von Höchstätten, weil er zur Volksbewaffnung Piken geschmiedet hatte, mußte dort nach geschehener Enthauptung noch geviertheilt, und mit den vier Stücken seines Leibes an den Galgen genagelt werden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein

erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Aberglaube eines Volks, welches unter dem obrigkeitlichen Zorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens der gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge geschlitzt wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen, oder die man ehr- und wehrlos machte, und mit schweren Geldbußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reißenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr Blut begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken, ihre Rache gleisnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen, das arme Volk erst mit Blutsaugerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die Verzweiflung desselben an Schuldigen und Unschuldigen in blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtslosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Unnatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Addrich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geißeln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Addrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutgedüngten Felsenboden,“ rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich möcht' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemannes und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man ihr nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichem Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog, — da hohnlächelte gefühlloser Witz über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zu legen!...

„Still, Bursch!“ erwiederte Addrich: „Trag' Sorge für deine junge Haut. Wo Tyrannen wohnen, haben die Steine Ohren.“

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthals hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf geboten, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleidens, als des Beichtigers, und warnte die Fremdlinge angstvoll. Da blieb diesen die abgelegene Einöde kein Asyl mehr.

„Fort denn," sagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt sein. Versuchen wir's durch das unwegsame Gebirg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiserliche Gebiet am Rhein zu erreichen."

„Mir gleich!" entgegnete Addrich gleichgültig: „Mein Leben kannst du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längst weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schale des deinigen hält noch einen Kern; der meinige ist vermodert."

Mit Dank und gerührtem Herzen schied Fabian, Addrich aber stumm, von der gastfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend so sehr, daß sie erst mit Sonnenaufgang aus der Bergschlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwasser zwischen Felsenschutt den Ausgang zur Heerstraße über den untern Hauenstein gezeigt hatte.

Wie sie den gähen Felsenweg emporstiegen, dessen letzte Höhe droben eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gährend, bedeckte, wurden sie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbaret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Heda! Halt!" rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Wochen zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder laufet."

„Schon früh auf den Beinen!“ antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte, und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibt's Neues? Jetzt ist wieder Ruh' und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt.“

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sich's gebührt. Nur sag' ich, frische Besen wischen wohl, doch gehen sie nicht in die Winkel. Den Erzrädelsführer Addrich haben sie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er steckt? Hat aber der Teufel den Sattel, so holt er auch den Zaum. Ich wette, der trägt sein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Nase herum. Heut' oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenstieg, oder läuft wenigstens mit nacktem Rücken durch den Besenmarkt. Er hat's um mich allein schon verdient. Und säß' er in einem Dachsloch, ich kröche hinein, und holte ihn heraus.“

„Kannst ihn wohlfeiler haben!“ sagte Addrich, der jetzt von hinten herankam: „Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?“

Meister Wirri stand still, und starrte den Alten verblüfft an; faßte sich aber bald und sagte halb ängstlich, halb freundlich zu ihm: „Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verstehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl gesehen und nur dergleichen gethan, Euch Furcht zu machen. Ich soll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Aenneli, das ehemals in Euerm Dienste stand und Euch noch immer belobt.“

Ist's dein Aenneli geworden?“ entgegnete Addrich mit gleichgültiger Miene.

„Gelt, das nimmt dich Wunder!“ rief Wirri, froh, sein Vergnügen nicht verbergen konnte, den furchtbaren Alten schnell auf ein anderes Gespräch zu leiten: „Nun,

was nicht ist, kann noch werden. Es lebt beim hochwürdigen Herrn Dechanten Herrentage, und das Jünglein geht ihm noch immer, wie der Bachstelze der Schwanz.“

„Wie viel also hat man für mich geboten?“ fragte Addrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz ernst, doch zwang er ein Lächeln durch die ersteiften Gesichtsmuskeln und versetzte: „Ei was? macht doch aus der Pille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eisen geschmiedet, als Ihr vor der Esse waret. Aber da wollte jeder von den Bauern sein eigen Kraut schmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen sie selten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müssen, aber kein hochmüthiger Tölpel, wie der Leuenberg, der sich meinte, als höre er die Flöhe husten und das Gras wachsen, und den Kopf im Gehen streckte, als ob er einen Degen verschluckt hätte.“

„Schweig, Mops!“ entgegnete der Alte: „Laß die Todten ungelästert. Er starb wenigstens für etwas Besseres, als wofür du lebst.“

„Nun ja,“ stimmte Wirri verlegen ein, „es gibt Mancher mehr um die Karrensalbe, als er mit Karren verdient.“

„Ich rede von der Landfreiheit!“ sagte Addrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft sie allezeit theurer ein, aber verkauft sie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welsche versingt sie, der Deutsche vertrinkt sie, der Franzos vertanzt sie, der Holländer verschachert, der Spaniol verbetet, der Schweizer

verschläft sie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er seinen Käse selbst von der Alp tragen.

„Ich merke,“ sagte Addrich, „du bist einer, der mit allen Winden segeln will.“

Fabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünschte, fiel hier mit der Frage ein: „Wohin geht die Reise so früh, Meister?“

„Ich komme von Olten und ziehe nach Basel. Man muß viel für den lieben Gott und fürs liebe Brod thun. Der wohlehrwürdige Herr Dechant hat einmal sein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer seinen Brief nach Basel tragen, an den ..., an den Dan ... Din ... Don ... Dar ... Ihr kennet ihn ja. Ich bringe leichter zehn Kletten in den Hals, als den verwünschten Namen heraus!“ Er griff ins Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufschrift zu lesen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkerkenbosch wegen Epiphanien in Verdacht genommen, stutzte, als er vom Briefwechsel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für seine Finsterniß finden.

„An Don Nardo?“ rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungestüm an sich.

„Richtig!“ antwortete der Meister Wirri und setzte hinzu, indem er mit schälkisch drohender Miene auf Addrich deutete: „gebt das Schreiben nicht weiter. Da steht ein Männlein, das mir schon einmal den Botenlohn verdarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geschrieben war.“

„Das kann ich selbst, und werde es beim Dekan Nüsperli verantworten!“ sagte Fabian, riß das Siegel auf und durchflog mit brennenden Augen hastig die Zeilen.

Meister Wirri stand verduzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, stammelte er halb scheu, halb zornig: „Plagt Euch denn . . . Gott sei mir gnädig . . . da muß einem der Hafen, ohne Feuer, überlaufen; anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber spornstreichs kehr' ich um und klag' es dem Herrn Dechanten. Er wird Euch Späne unter den Speck hacken. Geduld!“

„Schweig!“ rief Addrich und hob eine geballte Faust drohend.

Meister Wirri duckte sich und nahm hastig den Rückzug nach Olten, indem er rief: „Zwischen Fuchs und Wolf ist bös spazieren gehen. Behüt' Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib' ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin.“

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Addrichs Bewegung gegen sich erneuern sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben, dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

„Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen möchten. Jer. 9. Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Hals in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

„Addrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist federleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner

Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies Blatt schon auf der Straße gen Aarau: so kehre um und sei gewarnt! Denn den Jüngling, den du suchest, findest du nicht. Wir wissen nichts von ihm.

„Wehe, daß dich der böse Geist blendete und du in die Fallstricke der spanischen Katholikin fielst! Hätten die Wilden der philippinischen Inseln dir den Todesstreich versetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entstellt: du würdest minder zu beklagen sein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt hast, weil du dessen Leben von den Barbaren befreitest, sind kein Lösegeld aus der Verdammniß. Und hättest du ganz Ostindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hülfe es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

„Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beschwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangelischen Kirche, in der du geboren und erzogen worden bist, und verführe nicht das Mägdlein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieses Kindes Seele vor dem Thron Gottes einst wieder von dir fordern. Noch einmal, kehre zum wahren Glauben an Jesum zurück; dann darf ich dich wieder sehen, sonst nie! Ich werde zu Gott Tag und Nacht schreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle.“

Versunken im Erforschen und Denken des Sinnes dieser Zeilen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Dekan

bezeichnete Kind oder Mägdlein, war Fabian mit scharfen Schritten, lesend und wiederlesend, gegen die wüste Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Addrich und Wirri, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufschlug, sah er sich schon von jener Wolke umfangen, die er vorher über sich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein frostiger Luftzug strich ihm zwischen den schroffen, kahlen Felsen entgegen, aus deren Klüften die Gebüsche durch den falben Nebel, wie seltsame, lebendige Gestalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Gestalt lösete sich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer bestimmtern Umrissen. Er erkannte einen Reisigen, der sein Roß am Zügel führte. Es stand plötzlich Don Nardo neben dem Rosse, im Begriff, zum Dechanten nach Aarau zu reisen.

„Halt!“ schrie Fabian, und zog den Degen: „dich sendet Gott selbst in meine Gewalt. Steh' mir Rede! Steh'!“

Don Nardo, des Ueberfalls nicht gewärtig, stand anfangs betroffen da; wie er aber den Jüngling erkannte, sagte er gelassen: „Ich ließ mir's keine Geldsummen kosten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszusenden und dich zu suchen. Aber daß du in diesen Wildnissen Räubergewerb führest, ließ ich mir nicht träumen. Kennst du mich nicht, Unglücklicher?“

„Steh' mir Rede!“ rief Fabian und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: „Du, du hast Epiphanien entführt, die Nichte Addrichs, mein Weib!“

Während er sprach, tönten viele Pferdehufe, und neue Gestalten schwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei erscholl: „Morde meinen Vater nicht!“ und mit dem Schrei schlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des

Jünglings Ohr und erschütterte sein Wesen, daß ihm aus der gelähmten Faust das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als sie des Jünglings recht ansichtig ward, erst mit Erschrecken zurück; dann erhob sie laut weinend die Arme, und rief: „Fabi! ach, Fabi! du selbst!“ und sank an seine Brust. Er starrte unbeweglich auf sie nieder, und stammelte todtenblaß und mit zitternden Lippen: „Faneli! meine Seele! o mein Leben!“

Indessen beide im Sturm der ersten Seligkeit, sich wiedergefunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um sie her war, kam Addrich odemlos den jähen Bergweg daher geeilt. Er hatte das Geschrei auf der Höhe vernommen, und seine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian sei von ausgestellten Wachten im Nebel überfallen und gefangen worden. Entschlossen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Rosse und Menschen in der wolkigen Umdämmerung die Wahrheit seines Argwohns nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und schwang es gegen den Ersten, der ihm aus dem Haufen entgegen trat. Doch wie vom Schlag getroffen, sank der gehobene Arm schlaff zurück. Sein Gesicht war vom Entsetzen schreckhaft entstellt. Die finstern Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen, aus der rothen Umfassung der Augenlieder graufig vor, wie eine veraschte Kohle aus der Gluth. Er lallte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das ist mein todter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Addrich!“ — Aber der vielerfahrne Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches

Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh' dies Land, das dich verflucht, mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.«

Addrich wich schaudernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: »Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?«

Don Nardo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: »Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn willst, so höre Alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung hat gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!«

»Mensch, was habe ich mit dir zu schaffen?« sagte Addrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: »Bist du nicht der auserkorne Quälgeist meines Daseins? Hast du dem verstoßenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Epiphanien entwendet, mir und dem Gatten.«

»Laß den alten Hader fahren!« rief der Stiefbruder mit besänftigendem Ton: »Das Herz der Andern ist in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienst. Und dort steht Epiphanie! Ich mußte sie entwenden, weil ich sie nicht fordern durfte. Du bist deines Unglaubens, ich des

alleinseligmachenden Glaubens willen geächtet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römisch-katholischen Kirche heimgekehrt bin. Ich stehe rechtlos vor euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß eurer Obrigkeiten verweigert worden sein. Selbst jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor, er, dem ich mich zuerst und einzig offenbarte, hatte nur so viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Berner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Aussätziger.«

Addrich schien der Worte seines Bruders nicht zu achten, sondern in andern Gedanken vertieft, stand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

»Nun, Alter!« fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigen, in welchem er den finstern Greis mitleidsvoll beobachtete: »Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.«

Hier richtete Addrich das Haupt empor und sprach: »Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.«

Mit sanftem, billigendem Kopfneigen erwiederte Don Nardo: »Er soll mein Sohn sein.«

Addrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanie hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit Seligkeit in Stimm' und Blick riefen: »Addrich! o Addrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!«

„Alles!“ murmelte Addrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein düsterer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Fabi!“ rief Epiphanie, indem sie den zärtlichen Blick, noch schwer von Freudenthränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Brust!“

Fabian hielt mit einer Hand die schöne Gattin fest, als fürchte er, sie könne ihm noch einmal entrissen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Nardo das Haupt und sagte: „Epiphanie, Eure Tochter, ist mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vatersegen.“

„Du sollst mein Sohn sein!“ antwortete mit gütigem Blick Don Nardo, indem er seine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen, legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebst Addrich seit sieben Wochen von so viel ausgesandten Leuten vergebens suchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir selbst wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff, nach Olten, deinetwillen, im Begriff zum Dekan Nüsperli . . .

„O wie viel Angst hab' ich für dich getragen, Fabi!“ seufzte Epiphanie und küßte ihres Lieblings Hand.

„Verzeiht mir,“ sagte Fabian zum Herrn von Grönkerkenbosch, „wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Faneli wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falschen Namen?“

„Mein Nam' ist ächt aus der Taufe!“ erwiederte Jener: „Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel streift' ich Alles ab, was mich an Unglückstage

mahnen mochte, selbst den Namen. Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je gewesen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leichtfertigen Gesellen, der um meine Tochter bei Addrich würbe, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn."

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens tiefbewegt, in den Augen Thränen, und sagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: "Seid mein Vater! Ich will Euer gehorsamer Sohn sein. Geht nicht gen Olten! nicht gen Aarau! Euer harrt kein freundlicher Empfang."

Don Nardo küßte des Jünglings Stirn mit sichtbarer Rührung und legte Epiphanien an des Jünglings Herz: "Hier ist dein Weib!"

In diesem Augenblick zerriß der graue Nebel um sie her, wie ein Vorhang des Himmels, und schlang sich goldgesäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überstrahlte die schroffen Felsen und grünen Gebüsche der hohen Einöde; und von jedem Halm blitzte, in wechselnden Schimmern, ein flüssiger Diamant am reinen Morgenlicht. Wie liebende Seelen, die sich nach dem Tode des Leibes im Elysium begegnen, standen Fabian und Epiphanie, einander umfangend, stillbewundernd, mit stummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar, das Ueberirdischen glich. Endlich wandte er sich zu seinen Dienern, welche bei den Rossen in einiger Entfernung harrten, und rief: "Wendet um! wir kehren nach Basel zurück. Wo aber ist mein Bruder?"

Addrich war im Nebel verschwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Seiten gerufen. Es tönte keine Antwort. Er ward

von Allen gesucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

„Lasset ab!“ sagte Fabian: „Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er ist allein hinüber, wohin wir beide heut' wollten, durchs Gebirg in des Kaisers Gebiet.“

Also stieg der ganze Zug hinab auf der andern Seite des Hauensteins, wo sich der Weg minder steil zum einsamen Bergdorf von Läufelfingen niederzog. Auch hier bot Don Nardo Geld aus und versandte Leute, den Verlorenen im Gebirg zu suchen, oder ihm durch die Bergwildnisse gegen das Frickthal zu folgen, wohin er sich wahrscheinlich gewandt hatte. Man verhieß, ihn in der Stadt Basel zu erwarten. Dahin wandte sich der Zug.

Nach drei Tagen kam zu Don Nardo Botschaft. Man hatte den Leichnam eines Greises in einem Abgrund gefunden, in welchen derselbe von einer schroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgestürzt war. Don Nardo verschwieg, was er wußte, um den Himmel seiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erst lange nachher auf seinem Schloß am Rhein Addrichs Ausgang.

Das blaue Wunder.

Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk sah hin, das niedliche Suschen sah her, wie es denn seit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte war. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Universitäten besucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und so viel gelernt, daß er, so gut wie irgend einer seiner Zunft, die Kranken nach dem neuesten medizinischen System ins bessere Leben befördern konnte. Aber solche Geschicklichkeit erwirbt man nicht umsonst; Doktor Falk hatte beinahe seine ganze väterliche Erbschaft daran geopfert. „Hm!“ dachte er: „komm' ich nach Haus, so heirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es ist uns beiden geholfen!“

Allein, der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübsche Suschen hatte den vollkommensten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird sich auch endlich finden, liebes Suschen!“ sagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen: „Siehst du, ein Doktor muß heirathen, sonst hat man zu ihm kein Vertrauen. Du

bringst mir also Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen sie es nicht, so bringen es die Erben. Zudem Jungfrau Sarah Waldhorn ist ja deine Tante, sie steht hoch in den Vierzigen; sie ist reich genug, daß uns der siebente Theil ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man schon eins wagen.“

„Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, so wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute sich der anständigen Versorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute sich Tante Sarah, die sonst auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt, die aber, so lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Besten der armen Waise Geldzuschüsse machen mußte. Und Junfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie sie es nannte, sie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte sich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor sah fleißig zum Fenster hinaus, ob, bei seinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen sie leider sehr spärlich. Und das war schlimm. Statt dessen versammelte sich allerlei kleine Gesellschaft in seinem Hause, alle Jahre erschien ein vorher nie gesehenes munteres Söhnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die süßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte sich zuweilen bedenklich hinter den Ohren, aber was half's. Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Man schnitt nun zwar nicht schmälere Bissen, den gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item,

es schlug allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Lust zu sehen. Man saß auf hölzernen Bänken und Strohstühlen so weich, als auf gepolsterten Sofas; schlief auf Laubsäcken recht sanft und ging in keinen kostbaren Kleidern, genug, wenn sie sauber und geschmackvoll waren. Darauf verstand sich denn Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hause so schön, so nett, daß Jedermann geschworen hätte, der Doktor habe die beste Einnahme von der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es ist ein blaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kasse leer war, und man wochenlang keinen harten Thaler im Hause gesehen hatte. Doch dann tröstete man sich so gut man konnte, wenigstens damit, daß Tante Sarah Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und stieg die Noth am höchsten, stand immer die Hilfe am nächsten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwischen viel zu kühn auf die Erbschaft von der Tante. Denn vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, diese theure Jungfrau wäre dem Tode nahe gewesen: blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebst Gemahl zum Universalerben erklären möchte? Zwar hatte dies seufzende Liebes- und Ehepaar die Erbschaft am nöthigsten; allein es war noch eine andere Nichte nebst Gemahl, nämlich der Advokat Zange, und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Pastor Primarius Waldhorn und der Professor Philosophiä gleiches Namens. Alle hatten so

viel rechtliche Ansprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnsucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philosoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigste Ursache. Er war reich genug, ließ sich seinen Braten und Wein wohl schmecken, und philosophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von seinem Scharfsinn ist sein nun zwar vergessenes, damals aber unsterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweise unter den Uebeln des Lebens,“ worin er bewies, daß es eigentlich in der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung sei und man alles von der angenehmen Seite betrachten müsse.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldseite. Er machte ihr fleißig Besuche, lud sie oft zu seinen Gastmahlen, schickte ihr allerlei fette Bissen in die Küche, und war daher auch ihr herzallerliebster Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig,“ sagte sie zuweilen, „aber sollt' ich einmal mit Tod abgehen, so will ich an Sie denken, Vetter.“ — Das hörte der Philosoph gern. Er hoffte die Erbschaft allein zu ziehen, und alle seine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit seiner Philosophie gelungen, wenn nicht sein Neffe, der Pastor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äußerst fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; besuchte die Betstunden der Frommen, wo das geistliche Waldhorn oft überlaut ertönte; nahm gern den Besuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr ziemlich deutlich machte, daß sie ohne seine Hilfe kaum selig werden könne. Wenn sie seufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsstunden des Herrn Vetters kam, versicherte sie ihn, daß er der

Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter sei: daß sie ihm noch in ihrem letzten Stündlein danken werde. Das hörte der Theolog recht gern. „Die Universalerbschaft kann mir nicht entgehen!“ dachte er: „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu sagen pflegt, ein blaues Wunder!“

Wohl hätte er nicht falsch gerechnet, wenn nicht sein Vetter, der Advokat Zange, vermöge seiner Rechtsgelehrsamkeit, für die Tante einer der wichtigsten Menschen gewesen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdischgesinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde suchte sie nach allen Kräften die Weltkinder vom besagten Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinsen und auf Pfänder aus, und arbeitete so redlich für das Seelenheil derer, die von ihr Geld borgten, daß diese immer ärmer wurden. „Selig sind die Armen!“ rief sie, wenn sie sich Zins von Zins zahlen ließ: „käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm sein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben ist.“

Nun aber geschah es oft, daß die gottselige Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinsen, oder mit bösen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hilfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beste Rabulist bekannt war, wäre sie vielmals um Zinsen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie sie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verschuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden,

als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr stehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlassene und verlorne Person, liebster Vetter," sagte sie oft zum Advokaten Zange, „wenn Sie sich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann." — Das hörte der Jurist gern. Er hoffte: die Erbschaft allein zu ziehen, und einst das rechte Tempo schon zu treffen, wenn's Testament gemacht werden müsse.

Das Bild der Jungfrau.

Jungfrau Sarah Waldhorn sprach zwar manchmal aus eitler Gottesfurcht vom Tode und von ihrer Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte sie noch öfter an einen irdischen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar seit ihrem fünfundvierzigsten Jahre hatte sie feierlich erklärt, sie wolle sich nicht verheirathen; aber doch wandelte sie dann und wann eine Mädchenschwäche an, zumal wenn ein stattlicher Wittwer sie neckte, oder ein Junggesell des Tages mehr denn ein Mal unter ihrem Fenster vorbei ging und höflich grüßte. — „Der hat gewiß Absichten!" dachte sie dann; „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verschwören. Wenn's einmal sein soll, — nun des Herrn Wille geschehe! Ich bin eben im schönsten Alter. Meine Namensschwester im alten Testament hatte ja schon achtzig Jahre, ehe sie Kindtauf' hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!"

So plauderte sie oft mit sich, besonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall sein konnte, so traute sie nach und nach allen Männern in der Stadt „schlimme Absichten“, wie sie es nannte, auf ihre jungfräuliche Person zu. Endlich, denn ungefähr seit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies lose Spiel mit ihr getrieben, hielt sie jeden Unverheiratheten für ihren verschwiegenen Anbeter, und jeden, der sich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt sich erklären, warum sie auf die unversöhnlichste Weise mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Feld zog; auf das gottlose, leichtsinnige „Mannsvolk“ schimpfte (denn sie hatte in der That immer mit einem ganzen Volke zu thun); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die sich schon in den Kinderschuhen (das heißt, Schuhe, so groß sie etwa neunzehn- oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterstanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige alte Jungfern standen ihr, als gewöhnliche Gesellschafterinnen, in dem löblichen Geschäft treulich bei, was in der Stadt vorfiel, auszuspähen, um darüber fromme Betrachtungen beim Kaffee anzustellen. Da ward denn jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was sonst Neues geschehen sein mochte, gewissenhaft überlegt. Was man hier erfuhr, war schnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einst die Göttin Fama, statt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorstellte, und man von jeder Klätscherei sprichwörtlich sagte: „Da ist ins Waldhorn gestoßen!“ statt: „man hat's der Jungfrau Sarah gesagt.“

Denkt man sich zu diesen liebenswürdigen Eigenschaften noch die Gottesfurcht und Zinsenlust der züchtigen Sarah, so läßt sich begreifen, warum, mit Ausnahme besagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbschaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringste Lust zu sterben. Daher ließ sie sich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Universalerbschaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meisten; Leckerbissen von der Philosophie, Trostgründe wider ein sieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit, und mäßige Apothekerrechnungen von der medizinischen Fakultät. Doktor Falk war ihr so lieb, wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebste ihrer Neffen.

„Geschwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah ist sterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür herein; „sie sieht schon seit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk saß, als diese Nachricht kam, eben auf dem strohernen Sofa, und hatte das weinende Suschen tröstend im Arm. — Falk wußte wohl, es sei mit dem Sterben der Jungfrau Waldhorn selten buchstäblich gemeint. Er versprach der Magd, schnell zu kommen, blieb aber bei seinem Weibchen sitzen, um es zu trösten.

Der Trost schlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind,“ sagte er; „du quälst und tödtest mich mit deinem Weinen und Schweigen.“

— Nun, so höre mich! sagte sie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?“

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den schönsten in der Stadt gehören. Alle sind so fromm, zärtlich, folgsam ...“

— Ach, wahre Engel sind's, o lieber Mann.

„Da hast du Recht. Wahre Engel. Aber du grämst dich doch nicht über diese Engelschaft, hoff' ich?“

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Ach, es wird uns schwer, sie anständig zu erziehen. Je älter sie werden, je mehr braucht's.

„Sie sind doch schon älter geworden, und hat's da schon gefehlt?“

— Aber, lieber Mann, wenn nun ...

„Was denn?“

— Ach! seufzte sie und schluchzte heftiger.

„Was denn?“ rief der Doktor mit wahrer Seelenangst.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und umklammerte ihn mit beiden Armen fester. Dann sagte sie leiser: „Ich soll nun zum fünften Male Mutter werden.“

Dem Papa ward's bei dieser unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er seine Bestürzung so gut es ging. „Herzenskind! ist's nicht mehr, wie das?“ rief er: „Gut Suschen, so kömmt der fünfte Engel zu den vier andern, die schon da sind. Es kann gar nicht fehlen, wir müssen selig werden.“

— Aber, lieber Mann, wir sind ja so arm.

„Die Engel müssen und werden uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Brosamen für unsere Kleinen finden lassen. Beruhige dich.“

Suschen hatte sich satt geweint, darum ward sie von selbst ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und sah zum Fenster hinaus; nichts konnte ihn zerstreuen. „Alle Jahre mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahre größere Tischgänger und kleinere Bissen!“ seufzte er innerlich. Er würde die sterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geschichte vergessen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Gespräch drückte ihn noch. Er dachte nur an seine wenigen Kunden, an seine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief ins Gesicht, sah starr vor sich hin, wie ein Versemacher; grüßte nicht links nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalsuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der hellleuchtendsten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er sie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Nase vor einem großen Andachtsbuch, worin sie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nöthen, aufgeschlagen hatte. Sie sah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Gesicht nicht behaupten konnte,

es hätte jemals sehr gut ausgesehen. Um die Stirn hatte sie ein Tuch, und wieder ein Tuch unters Kinn über den Kopf zusammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragte Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

„Der Herr weiß es,“ seufzte sie mit leiser Stimme kläglich: „ich leide viel, schon seit einigen Tagen leid' ich. Es ist nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Und das wäre doch schrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und sagte, ohne zu wissen, was? vor sich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geiste war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hause.

„Das dacht' ich wohl!“ seufzte hochbeängstigt die Jungfrau: „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ sagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun das wäre doch etwas Trost!“ versetzte sie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen besten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß mich selber herausreißen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth ist, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden sind, ist nicht auszukommen. Daß sich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir ist doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, sprach von hunderttausend Dingen, die weder zum Uebel- noch Wohlsein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte singend auf dem Tische und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach seiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! Ich habe seit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philosophischen Gänsleberpastete?“

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon! — das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe so einfach, so mäßig. In allem Ernst, ich wüßte nicht, daß ich seit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genossen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, sehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beständig den Zapfenstreich, da werden Sie sehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir ist gewiß nicht wohl!“

„Meinetwegen!“ rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zustand erinnerte: „so sind Sie schwanger!“ Er nahm Stock und Hut.

„Ei du gerechter Himmel!“ kreischte Jungfrau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gassen ohne Mühe bis ins dritte und vierte Stockwerk hören konnte: „Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!“

Als der Doktor diese lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er besann sich, daß er in Unmuth und halber Zerstreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgestoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht; zumal eine Jungfrau, die ihre mühsame Würde siegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderspiel verziehen hätte;

die aus lauter Heiligkeit zusammengesetzt — genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau Sarah Waldhorn war.

„Ich will das Wetter austoben lassen und mein Heil in der Flucht suchen, eh' die ganze liebe Nachbarschaft zusammenströmt!“ dachte Falk, öffnete behend die Thür uud rannte davon.

Krankenbesuche.

Diesmal hätte er schier auf der Gasse seinen eigenen Schwager, den berühmten Advokat Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierschrötig wie er war, nicht als ein ächter Goliath seinem Mann gestanden hätte. So lief's zum Glück für beide mit einem blauen Fleck an den Rippen ab, indem sie zusammenrannten.

„Holla! Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er sein breites fleischiges Gesicht schmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager: für den mörderischen Ueberfall auf offener Straße hing ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kassirt haben, müssen Sie sie mir unentgeldlich repariren, und ich verlange nichts als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ stammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin so eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie ist sterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiedersehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und steuerte mit großen Schritten dem Hause der Tante zu.

„Wenn der Doktor selbst bekennt, sie sei sterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für sich: „so ist's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn sie nur nicht schon von Sinnen ist, daß sie kein Testament mehr machen kann. Wer weiß, hat der Philosoph sich nicht schon seine Braten und Pasteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Pastor Primarius ihre Seele weggeschnappt. Nun die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld.“

Er trat athemlos zur Tante ins Zimmer. Die Magd war eben beschäftigt, der Kranken ein Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Wirklich sah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn sie hatte sich nur kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der sie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte sogleich die Falten seines Gesichts zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes zusammen, und seine Athemlosigkeit kam ihm dabei gut zu statten. Er schien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber sein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht genug zum Testament, und bei dem allem zum seligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt,“ dachte er, „jetzt oder nie muß das Eisen geschmiedet werden. Wollen sehen, ob wir nicht den Professor mit seinen Braten und den Pastor mit seinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können.“

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er diese mit einer Schilderung seines Schmerzes an, die Tante — die liebe Herzenstante, — den Engel von Tante so schwach zu sehen. Nach diesem rieth er ihr, statt des Doktor Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?“ fragte Sarah.

„Sehen Sie, er ist ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt sich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menschen sind schwach. Besser ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: ein Doktor, der zugleich Erbe ist, der ist Richter in eigener Sache.“

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn sagen!“ fuhr Herr Zange fort, den das Kopfschütteln hoch erfreute, weil er daraus schloß, der Doktor sei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben bestimmt sei: „Gar nichts, liebste, himmlische Tante! Er ist sonst ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhnisch gemacht, der Pastor und der Professor . . . pfui, es sind Unmenschen! sich auf jemandes Absterben zu freuen, um des bischen Geldes willen.“

„Auf mein Absterben?“ fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlassenen.

„Ich hab's schon längst bemerkt; es hat mich schon längst geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!“ fuhr der Advokat eifriger fort, als er seine Sache auf gutem Wege sah.

„Aber ist's auch wahr?“ fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble Nachreden, doch zuweilen Zweifel in diejenigen setzte, die sie selbst betrafen.

„Wahr? Und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend: gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen ein Herz gehabt, am wenigsten in diesen Augenblicken. Eigentlich sind es aber nur alberne Reden von den beiden Vettern.“

— Alberne Reden? was? albern heißt das bloß?

„Nun ja. Zum Beispiel, der Primarius sagte noch neulich: die Leichenpredigt hab' er schon seit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werd' ihm von den Würmern verzehrt.“

— Ei, gerechter Himmel, das hätt' ich dem Pastor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler ist er doch neben seiner Kopfhängerei.

„Darauf sagte der Professor: „Es kömmt auf die Hinterlassenschaft an. Ist sie danach, so geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenschmaus von den leckersten Schüsseln, und lasse ein Dutzend Zapfen vom schönsten Champagner springen.“

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!“ schrie Sarah: „Wartet nur mit euern Zapfen und Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr sollt euch die Augen wischen.“

Die letzten Worte erschreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben so sehr, als ihn die ersten entzückten. Er tastete zwar auf ihr seliges Ende lange herum; sehr behutsam, sehr zart; aber vergebens. Sie versicherte gar nicht behutsam, gar nicht zart, daß sie noch einige Dutzend Jährchen in diesem irdischen Jammerthal Lust habe, ihr Kreuz zu tragen. Vom Testamentmachen dürfte gar keine Rede sein. Der Advokat, untröstlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Pastor Primarius Waldhorn, vom Schweiß triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte sich zu Bett begeben. Als sie den Primarius sah, wandte sie das Gesicht weg, und mochte ihm, eingedenk seiner Leichenrede, nur nicht den Gruß erwiedern. Der Geistliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante sei den letzten Zügen nahe, und fing

ohne weitere Umstände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Mensch, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Unter Hausbestellung verstand er aber — ein Testament.

„Es ist noch nicht so weit!“ schrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb- und eigen ist.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erst versichert, da er mir bei der heiligen Geistkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entsetzen, denn solchen gesunden Waldhornklang hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was versichert?“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich sage,“ versetzte der Primarius: „hat er Sie denn nicht wegen des Testaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, lassen Sie sich auch von diesem Weltkinde gar nicht schrecken, der nur nach eitelm Mammon gelüstet. Er schwor zwar, daß, wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Testament umstoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbschleicher. Aber der Herr wolle ihm die Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umstoßen will er Ihr Testament.“

„Umstoßen? der?“

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorstellungen in christlicher Liebe. Allein er sagte: Er betrachte Ihr Hab und Gut schon als sein Eigenthum, das er durch die Prozesse redlich gewonnen, die er zu Ihrem Besten geführt. Ohne seinen Beistand hätten Sie, troß allem Wucher, heut' keinen Gulden mehr, und säßen im Armenhaus! sagte er mir. Ich schlug an mein Herz und seufzte

zum Himmel: Der Menschen Tichten und Trachten ist sündlich von Jugend auf!“

„Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!“ schrie die Tante erbost, und gab ihm das Zeichen, sie zu verlassen.

Kaum war er fort, meldete sich der Professor der Philosophie. Nach den ersten philosophischen Leidbezeugungen sprach er von Seelengröße; dann von einem Krankensüppchen, das er in seiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für sie bereiten lasse, und damit wollte er der Uebergang auf seine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewiesen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreischend: „Herr Vetter, sparen Sie Ihre Krankensuppen nur zum Leichenschmause nach meinem Tode auf.“ Er wollte sein Erstaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Gesicht noch röther ward vor Scham und Wuth, daß man sein Wort verrathen hatte). Doch alles umsonst. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphilosophisch die Thür.

Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl sie anfangs über seinen unbesonnenen Einfall selbst hatte lachen müssen. Er nahm sie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und sagte: „Du hast Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht so Arges sagen sollen;

aber wahrhaftig, ich wußte gestern nicht, wo mir der Kopf stand, als ich dich verließ.«

»Ich würde nichts dagegen haben, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde lebenslang unversöhnlich sein. Denn so etwas verzeiht keine Jungfrau. Und das ist schlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter währt noch lang; ich heize den Ofen so schwach, daß den ganzen Tag die Fenster nicht aufthauen, und doch steht unser Holzvorrath an der Neige. Du weißt es ja selbst. Und in Kasse haben wir — sie nur her!« Sie klimperte ihm mit einigen Geldstücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thür gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen versiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß sich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr bei ihr einfinden möge. Sie liege im Bette, doch scheine sie etwas besser zu sein, als gestern.

»Gut. Ich komme!« sagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: »Fühle doch, Suschen! das ist ja schwer, wie Blei.« Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, schön geränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete die Adresse. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menschen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. »Das ist das blaueste von allen blauen Wundern der Tante!« rief Falk: »Nun, Herz, mein Herz, seit wann hatten wir solchen Schatz im Hause? Siehe, die Vorsehung wacht für uns und unsere Kinder. Wir sind

für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinst du doch?"

"Ach!" schluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals: "vor Freuden wein' ich. Aber," setzte sie leise hinzu, "ich habe auch die ganze Nacht gebetet, denn schlafen konnt' ich doch nicht viel."

Da schlug Falk beide Arme um die Geliebte und sagte nichts; und er weinte heimlich. Denn seine Rührungen zeigte er ihr nicht gern.

Das blaueste von allen.

Mit dem Glockenschlag ein Uhr stand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt —, küßte diese wohlthätige Hand und sagte: "Beste Tante, Ihr Geschenk hat mich und Suschen sehr glücklich gemacht."

"Lieber Vetter," sagte die Kranke holdselig, denn ein Kuß auf die Hand war ihr lange nicht widerfahren, "ich bin schon seit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin."

"Und verzeihen Sie meine gestrige Unart!" fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte sich schamhaft das Gesicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen: "Vetter, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie schweigen? wollen Sie?"

Falk versprach Alles. Sie beruhigte sich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichsten Schwur.

"Ich weiß, ihr beiden jungen Leute seid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Kost geben,

denn meine alte Magd, die mir so lange treu gedient" — hier fing sie laut an zu schluchzen — "muß ich doch abschaffen. So lange Sie aber mein Geheimniß verschweigen, geb' ich Ihnen jährlich tausend Gulden Kostgeld, und sollt' ich einst sterben, mein ganzes Vermögen."

Der Doktor fiel auf die Knie und schwor.

"Aber Sie müssen außer der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor nebst Garten und Gütern ab. — Sie wissen mein Haus neben dem großen Gasthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Accisedirektor, erbte."

Der Doktor schwor mit einer hochaufgestreckten Hand: er wolle, trotz Winterfrost und Schnee, folgendes Tages hinausziehen.

"Ich will, so lange Sie schweigen, Vetter, Ihnen mein Kostgeld halbjährlich vorausbezahlen; und für die ersten Einrichtungen für Sie und mich liegen im Wandschränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit Neuenthalern."

Der Doktor steckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und schwor Verschwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei sich: die glaubt gewiß, der jüngste Tag oder das tausendjährige Reich sei vor der Thür, daß sie sich so schnell bekehrt.

Nach allem diesem aber kam Sarah nie zum Bekennen des großen Geheimnisses. Und so oft sie versuchte anzufangen, starb ihr das Wort auf den Lippen, indem sie das Gesicht verbarg und schluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Jammern währte ziemlich lange. Der Doktor stand auf, setzte sich vor das Bett, wischte mit

dem Rockärmel seine Knie, nahm eine Prise und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüsen einer beklemmten Jungfrau auch am Wasser versiegen.

Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als sie nicht mehr weinen konnte, hielt sie es für christliche Fassung des Gemüths, und sagte mit zitternder Stimme: „Vetter, als Sie gestern mit dem entsetzlichen Ausdruck von mir weggingen ...“

Der Doktor wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: „Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir ...“

„Nein, Vetter — Sie mochten wohl Recht haben.“

„Es war Dummheit von mir, Tante.“

„Nein, Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht.“

„Das ist ja unmöglich, goldene Tante.“

„Ach, nur allzugewiß, Vetter!“

„Aber es ist nicht möglich, Tante. Und wenn auch — wenn selbst — nein, Tante, Sie sind gewiß ...“

„Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte in meinem Alter wohl vernünftiger sein sollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wissen Sie Alles. Das Unglück ist geschehen. Ich war verheirathet — aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun ist er im Tirol an einer Stückkugel gestorben. Hier sind Briefe und Zeugnisse. Er ist todt und ...“

„Wer denn, Tante?“ rief Falk voller Erstaunen.

„Ach, der Trompeter vom französischen Husarenregiment, Gott hab' ihn selig, der vorigen Sommer bis im

Herbst bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, sondern Regimentstrompeter; sein Vater und Großvater hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Husarenfrau möcht' ich nicht heißen. Und ehe er sich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun sitze ich da als eine junge Husarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich sterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder schreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!"

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er konnte sich von der Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn gesehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemischen Wahlverwandtschaft der Menschen immer einen närrischen Einfall geheißen — er hätte sich nie so starke Wahlverwandtschaft zwischen Trompeter und Waldhorn träumen lassen. — Auch jetzt noch hielt er wenigstens die Besorgnisse der Jungfrau — denn so wollte die Wittwe heißen — für grundlos; allein sie gab ihm auf seine Fragen über ihr Befinden so sonderbare Antworten, daß er selbst zu glauben anfing. Nun freilich konnte er sich die verschwenderische Freigebigkeit der hochbeängstigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß die ganze Stadt erführe, wie der erste Tugendspiegel aller Jungfrauen so blind überlaufen sei.

Er gab sein Ehrenwort, zu schweigen und sie vor aller Welt zu verbergen, bis sie sich wieder mit Sicherheit sehen lassen könne. Bis dahin sollte sie für krank gelten — unter diesem Vorwand und besserer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauses beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialisch und gerichtlich ausgefertigt; das Landhaus mitten im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unsichtbar. Sie ließ sich von Suschen allein bedienen, und diese hatte sie selbst in das Geheimniß eingeweiht.

Gute Folgen.

„Das heißt doch,“ sagte sie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte sie doch nicht verzweifeln; auch that Suschen alles, was sie der Tante in den Augen las, so daß diese sich in ihrem ganzen Leben nicht so wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieser glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich, sein blaues Wunder erleben, wenn einen zuletzt noch solches Schicksal trifft. Hätte ich das je denken sollen! Ach, siehe wohl zu, daß du sicher stehest, auf daß du nicht fallest. Ich war aber in allzugroßer, geistlicher Sicherheit; da ward ich gestraft. O der Trompeter! der Trompeter!“

Die Begebenheit hatte inzwischen auf Jungfrau Sarah einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, sich von den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Gesellschafterinnen und Kaffeeschwestern verrathen zu sehen, entwöhnte sie sich von dem Umgang derselben, und gewann reinern Vergnügungen im Kreise der Falkschen Familie Geschmack ab. — Zwar hörte sie noch gar zu gern Stadtneuigkeiten, aber — sie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr so lieblos wie sonst; höchstens seufzte sie wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht scheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward so nachgiebig, bescheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können.

Die Verpflanzung unter andere Menschen, Verhältnisse und Gegenstände, der heroische Entschluß, wodurch sie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte, die Versicherung des Doktors, sie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles verwandelte sie so sonderbar, als lebe sie in einer andern Welt. Sie gab sogar ihr Wucherhandwerk auf, das sie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdessen spien die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philosophische und theologische Waldhorn machten entsetzlichen Lärm gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein= für allemal einem jeden den fernern Zutritt verboten, und jedem dabei gesagt, was der Advokat ausgeplaudert, so wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne versöhnten sich zwar dem Scheine nach, aber nur um desto stärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabulisten zu sein, der ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philosoph schrieb ein vortreffliches Werk gegen die menschlichen Leidenschaften, und der Primarius hielt alle Sonntage die rührendsten Predigten gegen Undank, Verleumdung, Neid, Klatschsucht und Bosheit. Beide stifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

Der fromme Betrug.

Inzwischen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen. Die wärmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte schon früh gemerkt, daß sich seine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies gemeldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine

der weiblichen Schwachheiten sei. Umsonst, die Jungfrau ließ sich ihre Einbildung schlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten schweigen und der Tante den lächerlichen Glauben lassen, weil sie drohte, Argwohn gegen des Doktors Freundschaft zu fassen. — Sie hütete meistens das Bett.

„Sie macht mir bange!“ sagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das ist sie auch im vollen Sinne des Worts!“ sagte der Doktor: „Es ist bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was ist zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantasie mit der andern. Ich gebe seiner Zeit unser Kind ihr für das ihrige.“

„Aber wird sie das glauben?“

„Will sie es nicht glauben, so läßt sie es.“

Nach einigen Wochen erschien Suschen nicht mehr bei der Sarah — so war's von den Eheleuten besprochen — Der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?“ fragte Sarah.

„Allerdings!“ erwiederte der Doktor.

„Ach ...“ seufzte sie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante.“

Eines Morgens, vor Tagesanbruch, ward die Tante auf sonderbare Art geweckt. Ihr Gesicht ward mit Wasser besprengt; unter der Nase ihr ein stark riechendes Fläschchen ums andere gehalten, daß sie fast den Odem verlor.

Sie schlug die Augen auf und sah den Doktor mit ihrer Nase beschäftigt. „Gerechter Himmel, ich sterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Nase, Vetter!“

„Still, Tante! sprechen Sie kein Wort!“ sagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verstehen, ob Sie sich wohl befinden.“

„Ganz leidlich, Vetter.“

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante, mir war für Ihr Leben bange. Jetzt ist's gut. Sie sind gerettet. Ein allerliebstes Kind . . .“

„Was?“ rief Sarah, indem sie sich fast die Nase zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben sehen? Wenn Sie sich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren; so . . .“

„Aber, Vetter . . .“

„Ich sage den Leuten, es sei das Kind meiner Frau, dafür gilt es jetzt im Hause.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hilfe, Ihr Rath... Sie sind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie sah sich um; auf den Tischen standen brennende Kerzen und Arzneigläser dutzendweise. — Eine Frau brachte das Kind, es schlummerte sanft. Sarah sprach kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Wesen unzählige Male, und sagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es ist der französische Regimentstrompeter, Gott hab' ihn selig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

Wirkungen.

Nach einigen Wochen, die sehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, stärker und frischer als jemals, im

Hause herum. Sie wiegte das Knäblein und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närrischen Einbildung durch eine noch weit närrischere geheilt. Dankbar dafür war der erste Gang, welchen sie außer dem Hause that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr gesammtes Vermögen gerichtlich verschreiben zu lassen, mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich dafür verpflege, und ihr zum eigenen Gebrauch eine ansehnliche jährliche Summe Taschengeld gebe. Dem Doktor aber machte sie noch den geheimen Artikel zur Pflicht, daß dem Regimentstrompeterlein dermaleinst die Hälfte des gesammten Vermögens zufallen müsse.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der medizinischen Fakultät war unwiderruflich entschieden; desto ärger wütheten von nun an die theologische, philosophische und juristische gegen einander. Sie konnten es einander nicht verzeihen, daß sie sich gegenseitig um die Universalerbschaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an allem unschuldig. Man knüpfte sogar wieder Freundschaft mit ihm an, denn er war einer der reichsten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr sein Geld, kann der Philosoph und Jurist, wie der Theologe, allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenseitigen Haß endlich so weit, daß sie ihren Kindern verboten, mit einander zu spielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße sahen, beide umkehrten, um sich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, sie links und rechts vorbeidefilirten, ohne sich zu begrüßen. Ihre Todfeindschaft, die oft in die lächerlichsten

Ausschweifungen entartete, ward zuletzt Gespräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber," sagte Suschen zu ihrem Manne, „es ist doch recht betrübt, Verwandte in solchem Hader zu sehen. Wie wär's, Männchen, wenn du sie wieder versöhntest? Vielleicht wenn du sie einmal zu einem freundschaftlichen Essen zusammenbätest. Beim Glase Wein wärmen die Männer wohl alte Freundschaft wieder auf. Versuch's doch. Es wäre ein schönes Werk gethan."

„Alles ganz gut!" rief Jungfrau Sarah, „man soll ein Christ sein und sich versöhnen. Ich bin auch dafür. Nur das Essen gebt mir nicht hier im Hause; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann alles vergeben, aber vergessen nicht. Speiset ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht."

Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Versöhnung seiner Vettern ganz recht und lieb gewesen, doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten. Und wenn Suschen sich aufs Bitten legte, dann legte man sich ganz vergebens aufs Abschlagen, besonders Doktor Falk. Er stand zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Frau, aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Versöhnungsmahl kam ihm die Anwesenheit zweier großen Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm einst als akademische Lehrer auf der Universität Artigkeit erwiesen. Jetzt konnte er abzahlen, und die Gegenwart dieser beiden großen Männer flößte den drei feindlichen Verwandten wenigstens so viel Achtung ein, daß sie sich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen

konnten. Man tadle doch nicht, was wir im gemeinen Leben Anständigkeit nennen. Sie ist oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf schwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Hahnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, fast riesenhaft, schattenähnlich, auseinander gezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch seine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergessen ist. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachtessen rüsten, — der Doktor lud auf ein einfaches sokratisches Mahl ein.

So ein sokratisches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeschlagen. Man fand sich ein. Zange und die beiden großen Männer erschienen die ersten. Die Unterhaltung war sehr gewürzt durch den attischen Witz der Fremden, die, in literarischen Klatschereien wohl bewandert, von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches aufzutischen wußten. Als aber der Professor Waldhorn kam, ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieser verzog das breite, fleischige Gesicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Rabulisten in so weiten Bogen herum, als fürchtete er sich, seinen neuen perlfarbenen Rock mit den weißatlassenen Unterkleidern schon durch den Hauch des Advokaten zu besudeln. Da nun aber gar klein, schwarz, rund und gesund der Pastor Primarius hereinschritt, war's, als führe ein böser Geist in die Versammlung. Die Einheimischen sprachen nur mit den Fremden; sich selbst mieden sie zu sehen, und geschah es, so war's mit Basiliskenaugen.

Man setzte sich endlich um die Tafelrunde. Der Doktor trieb mit seinem Witz verschwenderischen Aufwand, Heiter-

keit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerschöpflich in skandalösen Gelehrtengeschichten. Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Der gute Falk bereitete sich schon zu einer rührenden Versöhnungsszene beim Champagner vor.

Der Philosoph Waldhorn ließ sich das süße Amt nicht nehmen, bei Tisch zu „serviren“, wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirschsuppe nach einer ganz neuen Vorschrift! ein Meisterstück des Abukirerkochs; eine Wollust der Gaumseligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben sollte. Das fiel dem Professor schwer aufs Herz — dem Menschen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange sah mit verbissenem Grimm alles, was in dem Innern des Philosophen vorging. Und als der Professor noch finster und mit verachtendem Blick zu ihm hinüber sah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anstandes beobachten?“ konnte sich der wüthende Advokat kaum mäßigen. Er streckte — Niemand sah es — schnell ein verzerrtes Gesicht dem Philosophen höhnend entgegen. — Da lief dem Professor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben so schnell — Niemand sah es — mit dem großen silbernen, von purpurfarbener Kirschsuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb aufs verzerrte Maul. Rasend fuhr der Advokat auf, streckte den langen Arm über den Tisch und griff, statt des Philosophen — dieser war rasch unter den Tisch gebückt — den Kopf des Primarius. Erschrocken ließ der Primarius seine ehrwürdige Perrücke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte sich neben dem Philosophen unter das Tischblatt. Hier setzten beide das Treffen gegen den juristischen Goliath fort. Jeder faßte eines von Zange's

Beinen — Jeder zerrte wüthend daran; so mußte der Riese stürzen. Mit ihm aber fuhr das sokratische Gastmahl schallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem Tisch ein fürchterliches Geheul. Dem bei diesen Schlaghändeln ganz unschuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufschwung eines Tischflügels die rothe Kirschsuppe dick ums Gesicht geflogen. Hofrath Pilz saß starr und steif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf seinem Schoos versammelt.

Das Alles begab sich aber in so fast zeitloser Geschwindigkeit, daß Keiner wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol' der Teufel die Fakultäten!" rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben zum Fenster: „Ich dacht' es ja wohl."

Beim traurigen Schimmer des gläsernen Kronleuchters sah man nichts mehr über dem Tisch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philosoph Waldhorn zog unter dem Tisch auf allen Vieren langsam hervor; ein gebratenes Milchschwein lag auf seinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch ebenfalls hervor; aber, ins Tischtuch verwickelt, folgte ihm dieses mit den Trümmern des sokratischen Gastmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durchs ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz setzte indessen bedächtlich alle seine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigste Erscheinung blieb aber die lange Gestalt des mit Kirschsuppe geblendeten Edukationsraths. Er hatte zu seiner Vertheidigung, mit vieler Geistesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majestätisch, wie ein blutiges Gespenst, schweigend und tappend im Saal herum; denn

er konnte durch die purpurne Finsterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel entstanden. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Pastete ins Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, schlug dieser in gerechter Furcht mit der Keule herkulisch Wirth und Pastete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos sagen, wer ihm Freund oder Feind sei?

Der Primarius ließ seine Perrücke, der Professor sein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart; voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Gestalt zu seiner Frau, und erzählte die unselige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!“ schrie die Tante, „Leute in Aemtern und Würden! Das ist ja ein blaues Wunder!“

„Mit Erlaubniß,“ versetzte der lange Edukationsrath, als er das Gesicht wieder bekam, „es scheint ein kirschrothes gewesen zu sein, wenn ich nicht irre.“

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte.« — »Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!« dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen, antwortete der Brite: wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß der Schaden untersuchen, ob Amputation nöthig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme Sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie

sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?"

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?"

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr."

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündiget?"

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes."

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben."

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart."

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzte nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schießen Sir.“

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Brite, und nahm das Pistol: ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise Weise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit

jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr!“ Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem

Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert, anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener.

G. Thevenet."

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!" rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?"

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen."

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt!“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D

Zschokke

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Novellen und Dichtungen

Bd.: 14

Aarau 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7863 -14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263126-6